



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2016

---

**Gemeinsames Gärtnern im Alter. Das Forschungsprojekt "Grünräume für  
die zweite Lebenshälfte" der Zürcher Hochschule für Angewandte  
Wissenschaften in Wädenswil**

Hagen Hodgson, Petra ; Eberhard, Peter

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-127265>

Monograph

Published Version

Originally published at:

Hagen Hodgson, Petra; Eberhard, Peter (2016). Gemeinsames Gärtnern im Alter. Das Forschungsprojekt "Grünräume für die zweite Lebenshälfte" der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Wädenswil. Zürich: Hochparterre.





Themenheft von Hochparterre, März 2016

# Gemeinsames Gärtnern im Alter

Das Forschungsprojekt «Grünräume für die zweite Lebenshälfte»  
der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Wädenswil

**HOCH  
PART  
ERRE**





Im Garten vom Stürlerhaus in Bern. Foto: Martin Linsi

Umschlag vorne: Gemüsegarten  
des Hauses Stüssi mit Schutzhütchen  
im Frühling. Foto: Martin Linsi



**4 Wohnlichkeit im Aussenraum**

Ein Forschungsprojekt analysierte sieben Gärten und Grünräume.

**14 Kleines Haus, grosser Garten, gesundes Alter**

Was drei Frauen in Wädenswil ZH an ihrem Garten haben.

**18 Ein Garten für alle**

Beispiel 1, Kreuzlingen: Mitgestalten, mitarbeiten, mitgeniessen.

**26 Auf gute Nachbarschaft**

Zwei Soziologen über neue Wohn- und Gartenformen im Alter.

**28 Rosen schneiden im historischen Hof**

Beispiel 2, Bern: Barocke Muster beim Alterswohnprojekt.

**30 Klare Ordnung als Grundgerüst**

Beispiel 3, Muttenz: Wie sich ein Garten den Bedürfnissen anpasst.

**32 Blumen für die Mitbewohnerinnen**

Beispiel 4, Kloten: Viel Raum für Eigeninitiative.

**34 Den Usterapfel pflanzen**

Beispiel 5, Uster: Ein Plädoyer für Hochstämme in der Siedlung.

**36 Treffpunkt der Kulturen**

Beispiel 5, Dietikon: Garten belebt Genossenschaftsgedanken.

**38 Italienische Initiative**

Beispiel 6, Zürich: Wie die Überbauung zu einer Pergola für alle kam.

**40 Biodiversität ist Lebensqualität**

So wird ein Grünraum zu einem Garten der Artenvielfalt.

**42 Samen, Stauden und Gehölze**

Unerschöpfliches Reservoir an Farben, Wuchs- und Blattformen.

**43 Den Garten pflegen**

Es lohnt sich, bei der Planung den Unterhalt nicht zu vergessen.

**44 Komposition und Improvisation**

Der Gemeinschaftsgarten braucht eine Ästhetik und Entwurfslehre.

**46 Geleitwort, Symposium, Beteiligte, Literatur**

Wo Interessierte mehr erfahren.

# Gärten und Grünräume für ältere Menschen

Bundesrat Alain Berset hat 2016 zum «Gartenjahr – Raum für Begegnungen» ausgerufen. Dem steht entgegen, dass Gärten und grüne Aussenräume rasant aus unseren Städten und Agglomerationen verschwinden. Sie weichen der Verdichtung, der Rendite und aus Unbedachtheit. Dabei ist das uralte Bedürfnis nach Garten nicht nur bei Bundesrat Berset erwacht. Gerade beim Älterwerden, wenn das Umfeld mit der Zeit kleiner und die Mobilität geringer wird, gewinnt der Garten an Bedeutung.

Anlass zu diesem Heft ist denn auch das eben abgeschlossene Forschungsprojekt «Grünräume für die zweite Lebenshälfte – Förderung von Lebensqualitäten und Gesundheit durch neue Grünraumqualitäten von Wohnsituationen älterer Menschen in der deutschen Schweiz». Der Forschungsbereich Urbane Grünräume des Instituts für Umwelt und Natürliche Ressourcen (IUNR) der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) hat es durchgeführt. Petra Hagen Hodgson hat es geleitet.

Die Forscherinnen und Forscher haben Elemente einer Theorie des Gartens für alte Menschen zusammengetragen, und sie haben sie an sieben Gärten und Grünräumen unterschiedlicher Wohnformen älterer Menschen geprüft und verfeinert. Obwohl dieses Heft von einem Forschungsprojekt berichtet, ist es bewusst nicht als wissenschaftlicher Bericht gestaltet. So werden die sieben untersuchten Gärten nicht systematisch vergleichbar dargestellt, sondern in sieben einzelnen Essays. Weitere Informationen dazu stehen auf der neu geschaffenen Website [www.alter-gruen-raum.ch](http://www.alter-gruen-raum.ch). Nebst den essayistischen kleinen Monografien gibt es eine Reihe Beiträge über das Altern und über Gärten, die Grundlagen und Perspektiven der Forschungsarbeit zusammenfassen.

Aus der Forschungsarbeit ist auch die Gartenbox – ein Leitfaden mit Handlungsanleitungen und Entscheidungshilfen für altersgerechte Gärten und Grünräume – entstanden. Sie kann von [www.alter-gruen-raum.ch](http://www.alter-gruen-raum.ch) heruntergeladen werden. Diese Website wird laufend mit Beiträgen zum Garten für ältere Menschen ergänzt.

Dieses Heft, die Website, die Gartenbox und die sie tragende Forschung der ZHAW sind ein praktischer und zuversichtlicher Beitrag zum Gartenjahr 2016. **Köbi Gantenbein**

**Impressum**

Verlag Hochparterre AG Adressen Ausstellungsstrasse 25, CH-8005 Zürich, Telefon 044 444 28 88, [www.hochparterre.ch](http://www.hochparterre.ch), [verlag@hochparterre.ch](mailto:verlag@hochparterre.ch), [redaktion@hochparterre.ch](mailto:redaktion@hochparterre.ch)  
 Verleger und Chefredaktor Köbi Gantenbein Verlagsleiterin Susanne von Arx Konzept und Redaktion Köbi Gantenbein, Petra Hagen Hodgson, Peter Eberhard  
 Fotografie Peter Eberhard, Martina Föhn, Petra Hagen Hodgson, Ursula Homberger, Martin Linsi Pläne Werner Huber  
 Art Direction und Layout Antje Reineck Produktion Daniel Bernet, Thomas Müller Korrektorat Lorena Nipkow, Elisabeth Sele  
 Lithografie Team media, Gurtellen Druck Somedia Production, Chur  
 Herausgeber Hochparterre in Zusammenarbeit mit der ZHAW Wädenswil, Forschungsbereich urbane Grünräume, Institut für Umwelt und natürliche Ressourcen  
 Bestellen [shop.hochparterre.ch](http://shop.hochparterre.ch), Fr. 15.–



# Wohnlichkeit im Aussenraum

**Ein Forschungsprojekt untersucht, wie älter werdende Menschen gemeinsam gärtnern, damit sie gesund bleiben, Lebensfreude und sinnlichen Genuss haben.**

Text:  
Petra Hagen Hodgson  
Fotos:  
Peter Eberhard,  
Petra Hagen Hodgson  
und Martin Linsi

Die Tatsachen sind bekannt: Immer mehr Menschen werden immer älter, bleiben länger gesund und aktiv. Altern hat sich qualitativ stark verbessert. Neu ist die Erkenntnis, dass Alternsprozesse gestaltbar sind und zu einer neuen Dynamik des späteren Lebens führen. Erst spät bestimmen gesundheitliche Probleme und körperlich-funktionale Einbussen zunehmend das Wohlbefinden, steigt die Hilfe- und Pflegebedürftigkeit markant an und treten Gefühle der Einsamkeit und Isolation vermehrt auf. Parallel zu den Veränderungen des Älterwerdens haben die Individualisierungstendenzen unserer Gesellschaft zu heterogenen und differenzierten Lebensstilen auch im Alter geführt. Nimmt man die steigende Zahl der Einpersonenhaushalte hinzu, zeichnet sich ab, dass menschliche Begegnung und Kommunikation vermehrt ausserhalb der Intimität der eigenen Wohnung geschieht und geschehen wird.

## **Zugang zu sozialen Welten und zu einem Miteinander**

Ebenso bekannt ist, dass Zufriedenheit und Wohlbefinden im Alter von Eigenständigkeit und Selbstbestimmung, sozialer Anerkennung und vor allem von menschlicher Beziehung abhängen. Mit zunehmendem Alter gewinnt somit das unmittelbare Wohnumfeld an Bedeutung: die gewohnte Umgebung, vertraute Menschen und soziale Netze. Vieles, was alte Menschen brauchen, lässt sich nicht kaufen, ist nicht professionalisierbar: Achtung der Person, Vertrauen und Liebe. Auch ist zu beobachten, dass überhaupt viele – nicht alle – Menschen sich heute nach mehr Bodenhaftung sehnen, nach Identifikation und Miteinander im häuslichen Umfeld. Sie wollen gerne etwas selbst machen, zusammen mit anderen. Hier knüpfen die neuen Formen des gemeinschaftlichen urbanen Gärtnerns an. Sie setzen der Vereinzelung in der Stadt etwas entgegen, sie ermuntern gemeinsames, sinnstiftendes und handwerkliches Tun. Im temporären Garten kann erprobt werden, wo man sich längerfristiger engagieren mag, engagieren kann oder eben nicht. Jedenfalls sind der Garten und das gemeinschaftliche Gärtnern in der Öffentlichkeit und in der Medienlandschaft im Gespräch.

Diese zeitgenössischen Gartenformen stehen in der langen Tradition einer gemeinschaftlich organisierten Grünraumnutzung – angefangen bei der mittelalterlichen Allmend bis hin zur Kleingartenbewegung und traditio-

nellen Gemeinschaftsgärten oder den Zwischenräumen von Genossenschaftshäusern aus den 1920er- und hier und da auch noch 1950er-Jahren. Die traditionellen gemeinschaftlich organisierten Gärten waren freilich meist ausserhalb des Wohnumfelds angelegt und alle der Selbstversorgung verpflichtet. Wie aber etwa die Siedlung Talgut in Winterthur von 1945 oder die Swissair-Siedlung in Kloten von 1948 zeigen, wurde und wird auch direkt vor der Haustüre in der «fliessenden» Parklandschaft gegärtnert. Lange hat man solche Anlagen und deren Wert übersehen. Heute wird diese Gartenform in verdichteter Weise wieder eingerichtet – so in der Siedlung Futura in Schlieren oder Bruggliäcker in Zürich-Schwamendingen.

## **Garten, Gesundheit und Biodiversität**

Die Erforschung der Einflüsse von Sonnenlicht zeigt: Gegen depressive Verstimmungen, die im Alter vermehrt anzutreffen sind, ist ein täglicher, halbstündiger Spaziergang am Morgen im Freien ähnlich wirksam wie eine lichttherapeutische Behandlung. Er ist einfacher, kostengünstiger und braucht keine Technik. Wer die antidepressive Wirkung spüren will, muss sich allerdings regelmässig draussen aufhalten. Ein Garten und gemeinsames Gärtnern bieten dafür beste Voraussetzungen. In diesem Zusammenhang sind die Erkenntnisse der Gartentherapie-forschung interessant. Sie belegen: Wenn sich Menschen mit Pflanzen beschäftigen, also in der Erde graben, pflanzen, gereifte Früchte pflücken oder die Farben und Formen von blühenden Sträuchern oder duftenden Blumen sinnlich erleben, fühlen sie sich wesentlich wohler und finden Entspannung, selbst Menschen mit einer Demenzerkrankung. Weil wir Menschen schmerzhaft Bewegungen weniger oft vermeiden, wenn sie im Zusammenhang mit Pflanzen stehen, lässt sich das Gärtnern auch in der Schmerztherapie sinnvoll einsetzen. Die Forschungsgruppe Grün und Gesundheit des Instituts für Umwelt und Natürliche Ressourcen (IUNR) der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Wädenswil (ZHAW) hat auch dazu Gartentherapie-gärten und deren therapeutische Anwendung im institutionellen Bereich entwickelt.

Derzeit läuft die europaweit grösste Studie in der Altersforschung, die Do-Health-Studie, bei der es um die Prävention chronischer Krankheiten im Alter mit so einfachen Mitteln wie der Verabreichung von Vitamin D3 und Omega-3-Fettsäuren sowie einem Heimtrainingsprogramm geht. Ein aktiver Aufenthalt im Garten kann dazu einen natürlichen und kostengünstigen Beitrag leisten. →





Gärtnern ohne Gartenzaun in der inzwischen abgerissenen Reihenhaussiedlung Mattenhof in Schwamendingen, 1946 / 47.



Seit bald siebzig Jahren: Gemüsebeete – in ihrer Grösse veränderbar und verändert – mitten in der fließenden Parklandschaft der Swissair-Siedlung in Kloten von 1948.



Anonyme Grünflächen, in denen sich nichts tun und wenig erleben lässt.





Zaghafte Versuche,  
sich den «leeren»  
Grünraum anzueignen.



In der Siedlung Talgut in Winterthur ist Gärtnern beliebt. Doch bald weichen Häuser und Grünräume der Nachverdichtung.



Gemüsebeete sind  
selten Ziel von Vandalen.  
Gemeinschaftsgarten  
Zentralpark in Bern.



→ Zusätzlich haben Stadtklima- und Biodiversitätsforschungen gezeigt, dass mit einheimischen Sträuchern, alten, schattenspendenden Bäumen, Stauden und Blumenwiesen abwechslungsreich gestaltete Grünräume nicht nur uns Menschen besonders zusagen und erfreuen, sondern dass sie auch das Klima und die Biodiversität im Siedlungsraum verbessern.

### Beitrag von Grünräumen zum Wohnen im Alter

Die meisten älter werdenden Menschen wollen so lange wie möglich in den ihnen vertrauten Wohnräumen leben. Für einige sind in den letzten zwei Jahrzehnten neue Wohnformen und Wohnmöglichkeiten nach dem Motto «autonom wohnen und trotzdem Teil einer Gemeinschaft sein» entstanden, die besonders bei den «jungen Alten» Zuspruch finden. Diese neuen Wohnformen (Alterswohn-, Haus- oder Siedlungsgemeinschaften etc.) sind aber noch für zu wenige Menschen eine ernsthafte Alternative für das Verbleiben im zu gross gewordenen Einfamilienhaus oder der zu gross gewordenen Wohnung.

Einer der vielfältigen Gründe für den Verbleib im Einfamilienhaus scheint zu sein, dass den Bewohnern der Garten fehlen würde. Tatsächlich gärtnern heute 40 Prozent der Bevölkerung, dieser Anteil ist seit Jahrzehnten unverändert. Da die Gärten jedoch zunehmend aus der Stadt mit den Wohnsiedlungen in die Agglomeration mit den Einfamilienhausquartieren ausgewandert sind, erscheinen sie im wachsenden urbanen Raum weniger sichtbar. In diesem Zusammenhang sind Bemühungen wertvoll, wenig genutzte Wohnausserräume gerade auch für ältere Bewohner aufzuwerten, wie es in der Siedlung Hohrainli in Kloten der Pensimo Pensionskasse geschehen ist.

### Die Projektidee: ungenutzten Freiraum nutzen

Die Idee für das ZHAW-Forschungsprojekt ist aus der Beschäftigung mit den «fliessenden» Grünräumen entstanden, die ab den 1940er-Jahren überall in Europa zur Anwendung kamen und beispielhaft in Zürich-Schwamendingen zu finden sind. Diese Wohnsiedlungen haben keinen Garten, sondern stehen in einer parkähnlichen Landschaft. Ursprünglich war diese Art der Siedlungsentwicklung positiv besetzt. Es sollte ein Wohnen für alle in einer idealen Parklandschaft und einer «gesunden» Stadt möglich werden. Erholung in der freien Natur und die Schönheit der Natur sollten in einer poetisch gestimmten Welt erfahrbar werden. Nicht mehr gärtnern zu müssen, um sich zu versorgen, sondern das Gemüse und die Früchte bequem kaufen zu können, war für viele eine Errungenschaft. Doch die Idee, massenhaften Wohnungsbau in den Park zu stellen, führte zu Lösungen, die unserem heutigen Freizeitverhalten nicht entsprechen.

Meist sind die grossen, offenen Rasenflächen für ein Verweilen zu ausgestellt, da von allen Seiten her einsehbar. Es fehlt ihnen an Intimität, man kann da nur wenig tun. Sie bieten kaum Orte, wo man sich gern mit einem Buch zurückziehen oder an der Natur erfreuen mag. Bei etlichen Flächen hätte es nicht viel gebraucht, sie zu aktivieren – etwa auch mit dem «Gartenwissen», das in vielen Wohnungen vorhanden ist, jedoch keinen Ausdruck findet.

Aber das geschieht nicht, denn es sind jene Orte, auf denen der Druck der Nachverdichtung lastet, der Grünräume in der Stadt immer mehr verschwinden lässt. Im Rahmen des Moduls «Projektentwicklung» am Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen der ZHAW unter der Leitung von Peter Eberhard und Petra Hagen Hodgson loteten Studierende im Jahr 2007 das Potenzial dieser Grünräume aus. Sie entwickelten dazu Bilder, wie diese mit geeigneten Pflanzungen zu vielgestaltigen Räumen →



Grünräume als Pendant baulicher Verdichtung.  
Wohnsiedlung Futura von Ecofaubourgs in Schlieren.



Aussenraum spezifisch für ältere Menschen: bequeme Sitzgelegenheiten, rollstuhlgängiger Zugang und mehr Pflanzenvielfalt in der Wohnsiedlung Hohrainli in Kloten.





Gartentherapeutische Anwendung. Foto: Martina Föhn



Beeren pflücken auch im hohen Alter.

→ aufgewertet werden könnten. Wer dort wohnt, soll sich in ihnen wohlfühlen, soll mitgestalten und teilhaben können. Zugleich sollte die Biodiversität gefördert werden – alles, ohne den Charakter dieser Grünräume zu entstelen. Daraus entstand später die Theorie von «verdichteten Grünräumen» für das Wohnumfeld, die der baulichen Verdichtung zur Seite gestellt werden müssten, um die Stadt lebenswert zu erhalten.

#### Was kann das für ältere Menschen heissen?

All diese Erkenntnisse flossen in die Thematik «Wohnen und Gärtnern im Alter» ein. Ausser Handbüchern und Ratgebern für ein weniger anstrengendes Gärtnern im Alter gibt es hierzu nur wenige Untersuchungen. Ausgangspunkt war das Alterswohnprojekt «Bodan 44+» in Kreuzlingen siehe Seite 18. Hier war von Anfang an der Grünraum als gemeinsam geplanter, genutzter und bewirtschafteter Garten mitgedacht worden. Da Peter Eberhard, der das Forschungsprojekt mitinitiiert hat, hier wohnt, konnte die Entwicklung des Gartens von Anbeginn begleitet werden. Es konnten nicht nur wertvolle Erfahrungen und Erkenntnisse gesammelt, sondern auch eine ausführliche Dokumentation aufgebaut werden.

Die das Forschungsprojekt leitende Hypothese hiess: «Entsprechend geplante und gemeinsam genutzte Aussenräume tragen wesentlich zu mehr Lebensqualität, zu einer selbstständigen, gesunden und sinnerfüllten Gestaltung der zweiten Lebenshälfte bis weit ins hohe Alter bei.» Aus der Hypothese ergaben sich Fragen wie: «Was bedeutet der Garten für ältere Menschen? Welche Rolle kann der als Garten gestaltete Aussenraum als Ort von Kommunikation, von Kontakt und von Miteinander, als Ort aktiver Betätigung und zugleich aber auch von Kontemplation und Erholung in immer dichter werdenden urbanisierten Räumen für ältere Menschen spielen? Welche Bedürfnisse haben ältere Menschen an den Garten und welchen Anforderungen muss er standhalten können? Wie muss er beschaffen sein? Welche Bedingungen und Prozesse sind nötig, damit der Garten längerfristig auch gemeinsam genutzt und ökonomisch bewirtschaftet wird? Welche ökologischen Qualitäten lassen sich über eine Teilhabe am Grün stärken? Wie sieht eine Ästhetik aus, die von einer Gruppe gemeinsam entwickelt und getragen wird?»

#### Lebensqualität

Der Begriff von Lebensqualität, der im Forschungsprojekt in Bezug auf ältere Menschen verwendet wurde, orientiert sich an den Erkenntnissen der Forschungsgruppe Grün und Gesundheit am Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen der ZHAW. Er basiert auf der Definition für Gesundheit der Weltgesundheitsorganisation WHO, die bereits 1948 den Gesundheitsbegriff um das Zusammenwirken von psychischen, sozialen und körperlichen Aspekten erweitert hat (bio-psycho-soziale Gesundheit und das Wohlbefinden), und auf dem Modell der Salutogenese. Hierbei wird Gesundheit als Wechselwirkung zwischen persönlich-subjektiven und umweltgebundenen gesundheitsfördernden und -belastenden Faktoren gesehen. In Bezug auf Gärten gründet der Begriff Lebensqualität auf fünf im Forschungsprojekt untersuchten Teilaspekten.

1. Gemeinschaft. Teilhaben und Mitwirken sind wesentliche Bausteine für gute Lebensqualität. Gemeinsam Entscheidungen für den gemeinsamen Garten fällen und tragen, zusammen eine Vorstellung für den Garten entwickeln, Dinge ändern, wenn sie sich als unpraktikabel erweisen, erfordern einen hohen Grad an Partizipation und Gesprächsbereitschaft. Im Gegenzug bietet die gemeinsame Arbeit am und im Garten und das Aushandeln von Meinungsunterschieden Geselligkeit, Freundschaft und gemeinsam erlebte Freude am Geschaffenen.

2. Identität und Identifikation. Sich in irgendeiner Form an den gärtnerischen Belangen des gemeinsamen Wohnaussenraums zu beteiligen, ist eine sinnstiftende Tätigkeit. Sie fördert die soziale Geltung, die Verbundenheit mit den anderen und bietet einen Kompetenzgewinn. Dadurch wächst das Gefühl von Zufriedenheit, Zugehörigkeit und Identifikation. Zugleich entsteht ein Stück Identität am Ort. Identität steht in Zusammenhang mit positiven Erlebnissen und Erinnerungen.

3. Physische und psychische Gesundheit. Im Garten an der frischen Luft, in der Sonne sein, sich erholen oder bewegen, sich körperlich ertüchtigen fördert die physische und psychische Gesundheit. Es motiviert, bereitet Freude, bietet Herausforderung und Zufriedenheit. Am Garten verantwortlich teilhaben schafft durch die wiederkehrenden, notwendig anfallenden Aufgaben im eigenen Leben Struktur und Rhythmus.

→





Blick von der Strasse in den gemeinsamen Altersgarten der Wohngemeinschaft «Bodan 44+», Kreuzlingen.





«Vogelinsel» mit Beerensträuchern  
und einheimischem Gehölz.  
Siedlung Glanzenberg, Dietikon.



Das Spektrum an Vorstellungen und Bildern, das Menschen für die Ästhetik eines Gartens haben, ist breit.



→ 4. Naturerlebnis. Ein vielgestaltiger Aussenraum bietet ein Naturerlebnis, das alle Sinne anspricht. Er verändert sich im Lauf der Jahreszeiten, bietet immer neue Höhepunkte und fördert die Biodiversität. Menschliche Bedürfnisse finden ihr Pendant im Lebensraumanspruch von Flora und Fauna. Als Ergebnis des Gestaltungswillens bereichert das Naturerlebnis die ästhetische Erfahrung.

5. Selbstbestimmung und Langsamkeit. Effizienz als eine bestimmende gesellschaftliche Grösse ist bei Seniorenaktivitäten von untergeordneter Bedeutung, im Alter ist sie nicht mehr treibend, im Gegenteil. Langsamkeit ist erlaubt, kann zu Ruhe und Genuss und damit zu mehr Lebensqualität beitragen.

Um die komplexen Fragen unter dem Blickwinkel der Lebensqualität beantworten zu können, sind wir Forscher mehrperspektivisch und multidisziplinär vorgegangen – abgestützt auf sozial-, geistes- und naturwissenschaftliche Literatur und Methoden. Weil vom Kreuzlinger Garten des Alterswohnprojekts «Bodan 44+» die entsprechende Prozessdokumentation vollständig vorliegt, haben wir den Analyseraster und die Methodik an diesem Fallbeispiel entwickelt. Um die Erkenntnisse aus diesem Fall überprüfen und validieren zu können, haben wir anschliessend sechs weitere beispielhafte Grünräume unterschiedlicher Wohnformen für ältere Menschen analysiert und die Einsichten daraus ausgewertet. Die sechs Beispiele wurden so ausgewählt, dass sie eine möglichst grosse Bandbreite abdecken. Das Forschungsprojekt betrachtet die Grünräume vor allem aus Sicht der Nutzer, und zwar besonders im Hinblick auf die Gestaltung der komplexen sozialen Prozesse, die für den Entwurf, die Planung und die Bewirtschaftung eines gemeinsam genutzten und angeeigneten Aussenraums sinnvoll sind und langfristig tragen. Es untersucht sozial-räumliche und gestalterisch-ästhetische Qualitäten, die ein Wohnaussenraum für ältere Menschen enthalten sollte, und dies auch aus der ökologischen und ökonomischen Perspektive.

Kern der Untersuchung waren qualitative Interviews siehe Seite 13. Die Leitfragen sowie die Auswertung richteten sich nach den Kriterien von Lebensqualität. Es wurde eine ökologische Bewertungsmatrix von Grünräumen erstellt, die auch Laien verständlich ist siehe Seite 40. Die Pflanzenverwendung ist von der gleichnamigen Forschungsgruppe analysiert worden siehe Seite 42. Die ökonomischen Dimensionen der Grünräume hat die Forschungsgruppe Freiraummanagement an zwei Siedlungen exemplarisch untersucht siehe Seite 43. An den Analysen des Orts der Alters- und Mehrgenerationenwohnprojekte waren Studierende beteiligt. Sie haben Semesterarbeiten verfasst und im Rahmen des Moduls «Urbane Grünräume 1: Lebensraum Stadt» teilnehmende Beobachtungen nach standardisierten Vorgehensweisen durchgeführt sowie die für das Forschungsprojekt neu erarbeitete, ökologische Bewertungsmatrix angewendet und überprüft.

### Wissenschaftliche Erkenntnisse

Die aus den qualitativen Interviews gewonnenen Erkenntnisse zu den fünf Aspekten des Begriffs Lebensqualität lassen sich zu einem Gesamtbild zusammenfassen.

1. Gemeinschaft. Zahlreiche Äusserungen der Bewohnerinnen und Bewohner deuten auf einen ganz offensichtlich hohen Gewinn an sozialem Miteinander durch eine gemeinsame Gartennutzung und gemeinsame Gartenaktivitäten hin. In praktisch allen der sieben Fallbeispiele werden Früchte aus dem Garten miteinander geteilt, Gartenerfahrungen ausgetauscht, gemeinsame Feste gefeiert oder gegenseitige Hilfestellungen beim Gärtnern geleistet, wenn es nötig ist. Wie die Beiträge in diesem Heft zei-

gen, lässt sich beobachten, dass für den Grad des Miteinanders der Grad an Mitbestimmung und an Möglichkeit, sich im Grünraum einzurichten, wichtig scheint. Greifen wir das Beispiel in Schwamendingen heraus: Hier handelt es sich um eine typische Wohnsituation in einer Genossenschaft mit einem grundsätzlich wenig attraktiven Aussenraum. Doch hat die Verwaltung der Genossenschaft hier entgegen dem Normalfall zugelassen, dass sich die Bewohner ihren Aussenraum nach eigenen Vorstellungen aneignen siehe Seite 38. Weiter liess sich beobachten, dass die konkrete Gestaltung eines Grünraums wesentlich dazu beitragen kann, ein Miteinander zu ermöglichen und positiv zu beeinflussen. So ist beispielsweise die Einrichtung der Pflanzbeete in Dietikon zu einem bestimmenden Element für Kontakte und Miteinander in der Siedlung geworden. Letztlich hängt es aber von den Menschen selbst ab, ob sie ein Miteinander suchen und gestalten. Wichtig scheint das Moment der Freiwilligkeit und auch, dass zufällig etwas entstehen kann und darf und es dafür den physischen Raum gibt.

2. Identität und Identifikation. Verschiedene Äusserungen aus den Interviews zeigen den Stolz und die Freude an gärtnerischen Tätigkeiten, an ihren Produkten oder an gemeinsamen Aktivitäten im Aussenraum. Stellvertretend sei hier von einem Bewohner berichtet, der erst im Pensionsalter das Kochen erlernt hat und dazu die Kräuter aus dem gemeinsamen Garten verwendet. Guten Rat holt er sich bei der Gartenverantwortlichen aus der Gartengruppe. Solche Gelegenheiten, von anderen zu lernen, neue Kompetenzen aufzubauen oder sich eigenes Wissen zu erhalten und andererseits weiterzugeben, scheint der Nährboden für Zufriedenheit, Zugehörigkeit und Identifikation zu sein. Indirekt erfährt man über die Erzählungen, dass Erinnerungen und Erlebnisse aus früherer Zeit in den Grünräumen mitschwingen, aktiviert und mitunter zum Ausdruck kommen können. So erfreut sich eine betagte Bewohnerin an der Blumenwiese vor dem Fenster ihrer Wohnung insbesondere auch deshalb, weil sie sich bei der Betrachtung an ihren verstorbenen Mann erinnert, mit dem sie einst durch Wiesen und Wälder streifte, um Vögel zu beobachten. Andernorts sind Sträucher eingepflanzt, die aus der alten Wohnsituation mitgebracht wurden.

3. Gesundheit. Die Interviews zeigen mit einer ganzen Reihe von Hinweisen, wie wichtig das Thema Gesundheit ist. Einzelne Stimmen nennen den Aufenthalt im Freien und die Betätigung im Garten als ganz bewusst genutzte Möglichkeit zur Bewegung und Ertüchtigung. So ist ein extra für solche Zwecke angeschaffter Handrasenmäher anzutreffen, oder es wird ein morgendlicher Gartenrundgang angetreten und gemeinsames Tai-Chi durchgeführt. Andere berichten von einer langen, schweren Krankheit und dass ihnen der Garten bei der Rekonvaleszenz auch psychisch geholfen hat – durch Naturbeobachtungen oder gedankliche Ablenkung durch gärtnerisches Tun. Nicht alle gärtnerischen Tätigkeiten bereiten immer Freude, im Gegenteil, Gartenarbeit kann ziemlich mühsam sein. Wenn man sie teilen kann, lastet sie weniger schwer.

4. Naturerlebnis. Zwar gibt es in den Aussagen der Bewohner Unterschiede in der Präferenz, wie wild, naturnah oder pflegeintensiv ein Garten oder Grünraum gestaltet und bewirtschaftet werden soll. Doch die meisten belegen, dass allzu architektonisch angelegte Gärten weniger zusagen. Ein reiches Naturerlebnis wird überall sehr geschätzt – selbst wenn es nur noch aus dem Fenster heraus genossen werden kann, weil der physische Zustand einen Gang in den Garten nicht mehr zulässt. Wenn ein Garten gemeinsam entworfen, angelegt und gepflegt wird, müssen unterschiedliche ästhetische Vorstellungen, →





Geordnet und etwas wild zugleich.

→ Erinnerungen und Empfindungen in Einklang gebracht werden, oder sie müssen sich annähern oder koexistieren können. Vor allem muss man sich einigen, wie geordnet es im Garten aussehen soll und wie viel Raum man der Improvisation einräumen will. Das Bild des Gartens ist damit Ausdruck einer gemeinsamen Bemühung, eines gemeinsamen Tolerierens, eines sich gegenseitigen Animierens und Verständigens für ein gemeinsames ästhetisches Werk. In diesem Sinne geteilte Gärten verlangen nach einem neuen ästhetischen Bewusstsein, das die Bereitschaft zum Experiment einschliesst. Die Gestalt gewordenen Differenzen schaffen ureigene Atmosphären für den jeweiligen Ort siehe Seite 44.

5. Selbstbestimmung und Langsamkeit. Wenn das Hecken- oder Rosenschneiden ein paar Stunden länger dauert, spielt dies nach den Aussagen aus den Fallbeispielen keine Rolle. Was zählt, ist der eigene Takt und der Takt der Natur. Das Gedeihen von Pflanzen braucht Zeit und Geduld. Wenn Effizienz im Alter aber keine Rolle mehr spielt, kann man sich über kleine Schritte im Garten freuen. Bedeutet dies nicht auch in Einklang mit sich selbst kommen und entspricht dies nicht dem Lebensalter?

#### Fazit

Die Mehrzahl der heutigen Grünraumplanungen trägt den hier angestellten Überlegungen zu wenig Rechnung. Planung wird meist zu sehr als Verhältnis von Aufwand und Ertrag mit möglichst geringen Pflegekosten betrachtet. Darüber geht vergessen, dass ältere Menschen heute – wie noch nie zuvor – Zeit und Geld haben, die manche gern in einen Garten investieren würden, ohne dafür allein die Verantwortung tragen zu müssen. Zu viele Investoren, Liegenschaftsbesitzer, Genossenschaften und Eigentü-

mergemeinschaften verkennen das tief in uns Menschen verankerte kulturelle Bewusstsein um die Bedeutung des Gartens und damit den nicht direkt messbaren Mehrwert von Grünräumen mit Gärten.

#### Die Gartenbox und die Website

Die Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt sind in ein handliches Werkzeug für gemeinsame Gärten älterer Menschen eingeflossen: die Gartenbox. Sie ist ein Werkzeug für das gemeinsame Entwerfen, Planen, Realisieren, Bewirtschaften und Erleben von Grünräumen und Gärten – aus der Perspektive der Nutzerinnen und Nutzer geschrieben. Sie führt durch die konkreten Prozessschritte, zeigt auf, was alles zu bedenken ist, und bietet Checklisten, damit nichts Wichtiges vergessen geht. Zugleich soll die Gartenbox beim Gespräch mit Fachleuten helfen und zum gemeinsamen Handeln im Aussenraum anregen.

Die Gartenbox ist für alle frei zugänglich. Sie kann auf [www.alter-gruen-raum.ch](http://www.alter-gruen-raum.ch) heruntergeladen werden. Dort sind auch die Inhalte dieses Heftes abgelegt. Die Website liefert Hintergrundwissen, Zusatzinformationen zu den Gartenprojekten, die Auswertung der Interviews, eine Zusammenstellung von Literatur und Fachartikeln sowie weitere Informationen. Sie wird laufend erweitert und aktualisiert. Auch die Sammlung von Beispielen wird weitergeführt. Gartenbox und Website richten sich an alle, die sich mit Grünräumen im Wohnumfeld befassen: an Bauverantwortliche und Planer sowie an Bauherren jeder Art. Vor allem spricht sie Menschen in der zweiten Lebenshälfte an, die sich einen gemeinsamen Garten wünschen und dafür ein neues Projekt initiieren oder die in einer Wohnanlage mit einem bestehenden Grünraum leben, für den sie sich engagieren wollen. ●



# Qualitative Interviews

Text: Hans Wydler und Petra Hagen Hodgson



Studierende untersuchen die soziale Nutzung und Biodiversität des Gartens «Ewiges Wegli» in Kloten. Fotos: Petra Hagen Hodgson



Ausstellung «Schwamendingen Gartenstadt – Stadt der Gärten?», Studie zur Aufwertung vernachlässigter Aussenräume durch Studierende des Instituts für Umwelt und Natürliche Ressourcen, 2007, siehe Seite 7.



Praktische Hilfe für das gemeinsame Anlegen und Bewirtschaften von Grünräumen.

Die Forscherinnen und Forscher des Projekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» haben mit qualitativen Interviews gearbeitet, die Raum für nuancierte Äusserungen bieten und konkrete und detaillierte Aussagen erfassbar machen. Es wurden protokollierte, teilweise gesamthaft aufgezeichnete und transkribierte Experteninterviews mit diversen Fachleuten geführt: mit Landschaftsarchitekten, Bauherren und Eigentümerinnen, Vertretern von Bauge nossenschaften und ihren Siedlungskommissionen, mit Hauswarten sowie mit Zuständigen für die Gartenpflege.

Im Zentrum standen 28 Leitfadeninterviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern der sieben Fallstudien. Ziel war es, Wohn- und Lebenssituationen, Nutzungen und Bedeutung des Grünraums zu verstehen. Dafür wurde ein Leitfaden mit 15 Themenkreisen entworfen. Er startete mit einem biografischen Einstieg und ging schrittweise zur Erkundung des Gartens über. Interessiert haben die Prozesse, die zur jeweiligen Gartensituation geführt haben, sowie die Formen der aktuellen Nutzung, Fragen zu ästhetischen Vorlieben, zum Garten als Quelle von Gesundheit, nachbarschaftlichem Miteinander und Lebensqualität, aber auch Auseinandersetzungen und Konflikte rund um den Garten. Alle Interviews wurden 2015 vor Ort durchgeführt, meist in der eigenen Wohnung oder im Gemeinschaftsraum der Wohnanlage. Die Interviews wurden aufgenommen, mehrheitlich wurden sie vollständig transkribiert, teilweise nur zusammengefasst. Teil der Untersuchung sind mehr als 20, früher im Rahmen des Projekts «Gartenzimmer» siehe Seite 37 durchgeführte Interviews zur Siedlung Glanzenberg in Dietikon ZH.

In einem ersten Auswertungsdurchgang wurden die Interviews thematisch kodiert. Als Struktur diente der Themenkatalog des Interviewleitfadens. In diesem Durchgang wurden der Biografie- und Lebenszusammenhang der befragten Personen rekonstruiert, individuelle Nutzungen und soziale, funktional-räumliche und ästhetische Bedürfnisse ermittelt sowie Aussagen über die Prozesse für die Erstellung, Nutzung und Pflege des Gartens erfragt. Jeder Fall wurde so in den 15 Kapiteln zusammengefasst und dargestellt. Eine möglichst ganzheitliche Rekonstruktion des Einzelfalls erfolgte in einer ersten Verdichtung der interessierenden Themen. In einem zweiten Auswertungsdurchgang wurden die individuellen Perspektiven eines Falls zu einem systemischen Zusammenhang der jeweiligen untersuchten Gartensituation integriert. Ressourcen und Konflikte erhielten so den sozialen Rahmen über die untersuchten Einzelfälle hinweg und zeigten allgemeingültige Erkenntnisse. In einem dritten, abschliessenden Schritt generierten die Forschenden über alle untersuchten Gartensituationen hinweg gültige Verallgemeinerungen und eruierten und belegten mögliche Widersprüche und Konvergenzen der Fälle. ●





Das 1912 erbaute Haus Stüssi in Wädenswil mit seinem stattlichen Garten.

# Kleines Haus, grosser Garten, gesundes Alter

**In Wädenswil pflegen drei Frauen aus drei Generationen ihren Garten. Er ist ein Gegenbild zur alles überwältigenden Konsum- und Wegwerfgesellschaft.**

Text:  
Petra Hagen Hodgson  
und Peter Eberhard  
Fotos:  
Martin Linsi

Den Garten des Hauses an der Fuhrstrasse 25 in Wädenswil ZH bewirtschaften drei Generationen von Frauen – die Grossmutter ein Erwachsenenleben lang, die Tochter seit bald zwanzig Jahren und inzwischen auch die Enkelin. Sie kommt seit etlicher Zeit für die schwere Arbeit aus ihrem eigenen Garten zu den älteren Damen herüber. Der Urkel freut sich an den Käfern und Blumen. Das 1912 erbaute Haus liegt etwas oberhalb des alten Dorfkerns. Es steht auf der ersten höhergelegenen, sonnigen Geländeterrasse, die jahrhundertlang vor allem mit ausgedehnten Streuobstwiesen landwirtschaftlich genutzt wurde, bis die Textil-, Seifen- und Metallindustrie das Dorf rasant anschwellen und seither in verschiedenen Wachstumsschüben fast städtisch werden liess.

Auf dem schönen Wädenswiler Dorfprospekt von 1769 ist die Ländlichkeit des Orts noch klar zu erkennen. Inzwischen sind die stattlichen Gärten des ehemaligen Haufendorfs mit seinen rund 500 Häusern mehrheitlich durch die Siedlungsexpansion und Verdichtung verschwunden. 1974 ist Wädenswil zur Stadt mit eigenem Parlament ge-

worden. Heute versteht sich Wädenswil neben Zürich und Rapperswil als dritte Stadt am Zürichsee. Das bescheidene, helle Haus an der Fuhrstrasse mit seinen drei Stockwerken ist klein, der Garten hingegen gross. Haus und Garten sind seit 1913 im Besitz der Familie Stüssi, beide haben sich bis heute nur wenig verändert. Sie sind über die Jahre hinweg nur mit grösseren und kleineren Verschiebungen den jeweiligen Bedürfnissen und Vorlieben angepasst worden. Darin hat sich die Anlage von Haus und Garten gleichermassen bewährt.

## **Flexible Grundrisse, kontinuierliche Gartenräume**

Entsprechend den finanziellen Notwendigkeiten während des bewegten 20. Jahrhunderts mit zwei Weltkriegen, Wirtschaftswunder, Öl- und Wirtschaftskrise gab es im Haus in unterschiedlichen Konstellationen immer wieder eine Mieterin oder einen Mieter – zimmerweise mit Kost und Logis oder wohnungsweise pro Stockwerk. Dazu bot sich die traditionelle, flexible Raumaufteilung mit fast gleich grossen Zimmern an, wie sie um die Jahrhundertwende üblich war. Heute bewohnen die 96-jährige Grossmutter Annemarie, die 1940 als Schwiegertochter ins Haus kam, und ihre 69-jährige Tochter Heidi das Haus allein – jede für sich in einer Wohnung, aber doch im Haus





Der fast tägliche Weg der 96-jährigen Annemarie Stüssi.



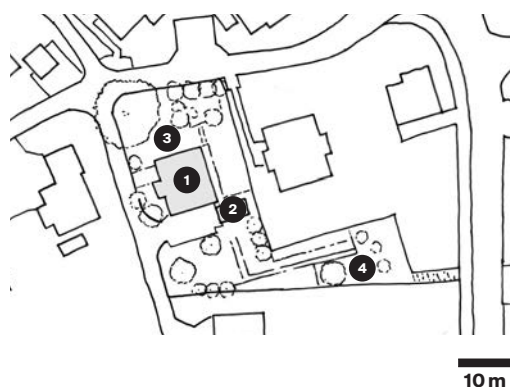
Ein Plätzchen an der Sonne.

und Garten zusammen. Ab und zu gesellt sich ein Verwandter aus dem weiten Familienkreis hinzu und bewohnt die obersten Zimmer – mal für längere, mal für kürzere Zeit. Parallel dazu haben sich die lose aneinandergereihten Gartenräume, die den Garten um das Haus herum subtil strukturieren, mit der Zeit zwar den Bedürfnissen entsprechend etwas verwandelt – aber nur wenig. Sie bieten vielfältige Möglichkeiten für eine gärtnerische Betätigung, aber auch für ein abwechslungsreiches Verweilen.

#### Spiegel der Zeit – Garant für Unabhängigkeit

Einen direkten Bezug haben Haus und Garten bis heute nicht. Das Haus sitzt, angehoben durch wenige Stufen, auf dem Garten. Dieser ist nur über die Haustür und über einen Kellerausgang zu erreichen. Ein Ineinanderfliessen und Durchdringen von innen und aussen, von Wohn- und Aussenraum, gewann erst ab den 1930er-Jahren an Bedeutung. Bis dahin war der Garten keine räumliche Erweiterung des Hauses, sondern entweder Ort der Repräsentation und Kontemplation oder Nutz- und Arbeitsraum. In diesem Sinne legte der Schwiegervater den Vorgarten als Repräsentationsraum an, und zwar wie damals üblich und in Anlehnung an den Ort in Form eines Bauerngartens mit akkurat geschnittenen Buchshecken.

Sein Sohn, Annemaries Ehemann, wandelte ihn mit ihrem Einzug entsprechend dem veränderten Zeitgeist in eine Wiese um. Der Bauerngarten war altmodisch geworden, eine Wiese im Sinne des neuen Wohngartenstils schien zum ungezwungenen, gesunden Aufenthalt im Freien funktionaler und pflegeleichter. Der rückwärtige Garten hat sich indes über die Jahre nur in kleinen Schritten verändert. Als Gemüse-, Obst- und Beerengarten ist er Nutzraum geblieben. Mit der Zeit kamen mehr Blumen hinzu – insbesondere nachdem die Frauen allein für den Garten verantwortlich wurden, nachdem der Grossvater, der das Zepter im Gemüsegarten bis zuletzt innehatte, in den 1980er-Jahren gestorben war. Diverse Sitzgelegenheiten haben sich hier eingefügt, mal im Schatten der Haselnusssträucher, mal ganz der Sonne zugewandt. Nur die Motorisierung hinterliess auch auf diesem Fleckchen Land Spuren: Die Garage für das Automobil kam als raumbestimmendes Element in den 1950er-Jahren hinzu und trennt den Garten seither in zwei Teile. →



- 1 Haus
- 2 Garage
- 3 Vorgarten
- 4 Gemüse- und Obstgarten

10 m





Versteckter Gartenaufgang  
aus dem Vorratskeller.

→ Für Annemarie Stüssi hat der Garten seit jeher eine ökonomische Funktion – während des Ersten und Zweiten Weltkriegs im Zeichen der Anbauschlacht, aber trotz Wirtschaftswunder auch in der Nachkriegszeit, weil die siebenköpfige Familie nur einen Brotverdiener hatte, in späteren Jahren als Zustupf zur Pension. Von der Konsumgesellschaft hat sich Frau Stüssi nicht blenden lassen. Dem Geld ist sie nicht nachgerannt. Noch heute betreibt sie beharrlich weitgehend Selbstversorgung und bewahrt sich damit Unabhängigkeit und Selbstbestimmtheit. Mit Arbeitsdisziplin, Sparsamkeit, Rücksichtnahme und familiärem Zusammenhalt konnte sich die Familie auch dank Haus und Garten über all die Jahre die Zugehörigkeit zum Mittelstand sichern. Heute stehen freilich vor allem der Geschmack des geernteten Gemüses und Obstes sowie die Freude am aktiven, gesunden Tätigsein in der Natur und das Erleben mit der Natur im Vordergrund, zumal das Gärtnern angesichts der globalisierten Billigware in Supermärkten und Gartencentern finanziell nicht mehr rentiert. Auch die Folgen des Gärtnerns auf ihre Gesundheit sind den beiden Damen bewusst. Damit macht der Garten und das Gärtnern immer noch oder gerade wieder Sinn.

#### **Nutzgarten, Zufallsgarten, Wissensträgerin**

Die Freude am Gärtnern war Annemarie Stüssi nicht in die Wiege gelegt worden, sondern wuchs erst heran, als allmählich die Blumen im Garten zu blühen begannen, und der reine, durchkalkulierte Nutzgarten ihres Ehemanns, der jeweils mit Schnur und Messlatte am Werk gewesen war, vom Zufall mitbestimmt wurde. So kam in den 1960er-Jahren zuerst ein Rosenbeet hinzu. Die Rosen waren ein Geschenk von Freunden, und einige existieren heute noch, ebenso die mehrjährigen Fuchsien am Hauseingang, zu denen sich der Farn hinzugesellt hat, weil ihm der Standort im Halbschatten und der Boden behagen. Heute probieren die Frauen immer mal wieder etwas Neues aus. «Mein Garten», sagt Annemarie Stüssi, «ist ein Zufallsgarten. Manchmal geht etwas ein, manchmal funktioniert etwas nicht, manchmal gesellt sich etwas von alleine hinzu. Wir lassen zu, wir stützen, wo etwas überhandnimmt. Man darf die Pflanzen nicht terrorisieren. Aber wir wissen, was zusammenpasst und was sich nicht mag.» Zur Wissensträgerin im Garten ist Frau Stüssi erst durch harte



Annemarie Stüssi geniesst die Winterruhe.



Auftakt des Gartenjahrs: Salat setzen.





Noch heute praktizieren die beiden älteren Damen weitgehende Selbstversorgung – mit Hilfe der Enkelin für die schwere Arbeit.

Arbeit, eisernes Lernen nach dem Vorbild ihres Mannes oder anderer Menschen geworden. Es brauchte viele Jahre der Erfahrung im Garten, der genauen Beobachtung, des Ausprobierens, des Verbesserns und Anpassens, um das Gartenhandwerk zu erlernen und der eigenen Intuition zu vertrauen. Inzwischen gibt sie ihr breites Wissen nicht nur ihrer Tochter, sondern auch ihrer Enkelin weiter. Über die regelmässigen Tätigkeiten im Garten wird dieses Wissen ständig erneuert und vertieft. Können schnell abgerufene digitale Apps ein solches solide über Praxis erworbenes Wissen ersetzen?

#### Garten mit Eigenschaften

Die Bedeutung dieses Gartens beruht auf seiner unaufgeregten Alltäglichkeit und seiner ureigenen Biografie, geprägt durch die ihn bestimmenden Persönlichkeiten. Überall finden sich kleine Bilder, erzählt der Garten Geschichten, die ihn zu einer Sammlung von Ereignissen auf dichtem Raum werden lässt – dem enger werdenden Radius des Älterwerdens entsprechend. In ihm kristallisiert sich familiärer Zusammenhalt, ein Füreinanderdasein und Solidarität zwischen den Generationen. Es finden sich ästhetische Qualitäten, die erst durch die Kontinuität der ihn Hegenden entstehen konnten und durch den Wandel, den sie in kleinen Schritten zulassen.

Für die beiden Damen bietet er heute nicht nur physische, sondern auch psychische Gesundheit. Trotz Krücken und täglichen Schmerzen ist Frau Stüssi bei schönem Wetter fast jeden Tag im Garten anzutreffen – in den letzten Jahren vor allem beim Jäten. Heute macht sie es gerne, als Kind hasste sie es. Besondere Vorrichtungen

für einen Altersgarten gibt es in Frau Stüssis Garten nicht, weil sie jeden Schritt und Tritt auswendig kennt. Freilich werden ihre Aufenthalte kürzer, weil die Kräfte mit jedem Jahr nachlassen und die Sorge um einen Sturz im Garten grösser wird. Aber die Freude an der Natur und am Draussen-tätig-Sein bleibt ungebrochen. Die Tochter hat ihre körperliche und seelische Mitte nach einem schweren Autounfall vor allem im Garten wiedergefunden.

So zeigt die Geschichte dieses Gartens eine Möglichkeit auf, wie heute auch gelebt werden könnte und was alte Menschen sich häufig wünschen: allein, aber doch nicht allein, in den eigenen vier Wänden, die aber in ihrer Grösse überschaubar in der Bewirtschaftung bleiben, mit Zugang zur Natur, aber ohne Überforderung, an einem Ort mit Identität und Geschichte.

Zugleich sperrt sich der Garten gegen das Zeitgeschehen, weil der gesellschaftliche Wandel von der Selbstversorgung zum Freizeitvergnügen der Konsumgesellschaft an ihm vorbeiging. Damit weist er weiter in die Zukunft als viele der neu angelegten Grünräume – misst man ihn an den Aussagen des Weltagrарberichts, der eine kleinteilige, regionale, verbrauchernahe, ökologische Landwirtschaft fordert. Auf die zeitgenössische Stadtentwicklung übertragen heisst dies, ein neues altes Verhältnis zwischen Stadt und Land herzustellen, das mit der Industrialisierung der Landwirtschaft aus den Fugen geraten ist.

Derweil ist die längerfristige weitere Existenz von Frau Stüssis Garten mehr als ungewiss. Das Damoklesschwert der kurzfristigen Immobilienrendite, die grosse Wohnungen mit kleinen Gärten vermarktet, schwebt über dem kleinen Haus im grossen Garten. ●

Derzeit entsteht ein Buch mit Fotografien von Martin Linsi zu Annemarie Stüssis Garten in allen Jahreszeiten.



# Ein Garten für alle

**In Kreuzlingen haben die 16 Bewohner mit Blick auf ihr Alter ein Haus gebaut und einen Garten entworfen.**

Text: Petra Hagen Hodgson, Fotos: Peter Eberhard



Die Enkelkinder besetzen die kleine Streuobstwiese oder spielen auf dem Kiesplatz, die Erwachsenen schätzen den Platz unter der schattenspendenden Buche.





Links der Neubau an der Bodanstrasse, rechts die Anwaltsvilla von 1913. Sie rahmen den 1834 Quadratmeter grossen Garten.

Sie suchten Nachbarschaft, Beziehungsgeflechte und gemeinschaftliches, altersfreundliches Wohnen. Da, wo sie herkamen, aus Zürich zum Beispiel, hatten sie zu wenig Miteinander vor der Haustüre, weil das Quartier anonym war. Oder das Einfamilienhaus und der dazugehörige Garten waren allmählich zu gross geworden für das Leben ohne Kinder. Deshalb suchten sie nach einem Gemeinschaftsprojekt für ein gutes Leben im Alter. Und sie fanden es in Kreuzlingen am Bodensee. «Bodan 44+» heisst ihr Projekt und ihr Haus mit einem besonderen Garten.

Um sich frühzeitig auf eine eingeschränkte Mobilität und nachlassende Kräfte einzustellen, war der Ort ideal: Alles, was man zum täglichen Leben braucht, liegt fussläufig um die Ecke, Kreuzlingen hat mehrere Bahnhöfe, zwei davon in Gehdistanz, mit Konstanz zusammen gibt es hier ein reiches Kulturangebot, den See, und vor allem war Bauland für das gemeinsame Projekt erhältlich und einigermaßen erschwinglich. Das herrschaftliche Quartier, das um 1900 im Zuge der Industrialisierung nicht weit vom See entstanden ist, bietet genug Charakter und Atmosphäre. Der Kreuzlinger Hang mit weitem Blick auf den See wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg entdeckt. Er wurde seither sukzessive zugebaut, statt zumindest Teile für die Allgemeinheit freizuhalten. Dafür hat es einen weitläufigen Seepark mit Naturschutzgebiet, einer Hafenanlage und wertvollen Baumbeständen.

#### Der Garten ist für alle da

Das Projekt «Bodan 44+» haben ursprünglich drei befreundete Paare initiiert. Sie kauften das Grundstück mit Haus an der Bodanstrasse 10. Die anderen Parteien kamen im Laufe der Planung hinzu. Die schöne, grosse Rechtsanwaltsvilla aus dem Jahre 1913 mit ihrem völlig verwilderten Garten, der fast ein kleines Wäldchen war, bot sich für eine Unterteilung in drei getrennte Wohnungen geradezu an. Der 1834 Quadratmeter grosse Garten ermöglichte den Neubau (Schaudt Architekten, Konstanz) mit Platz für sechs weitere Parteien.

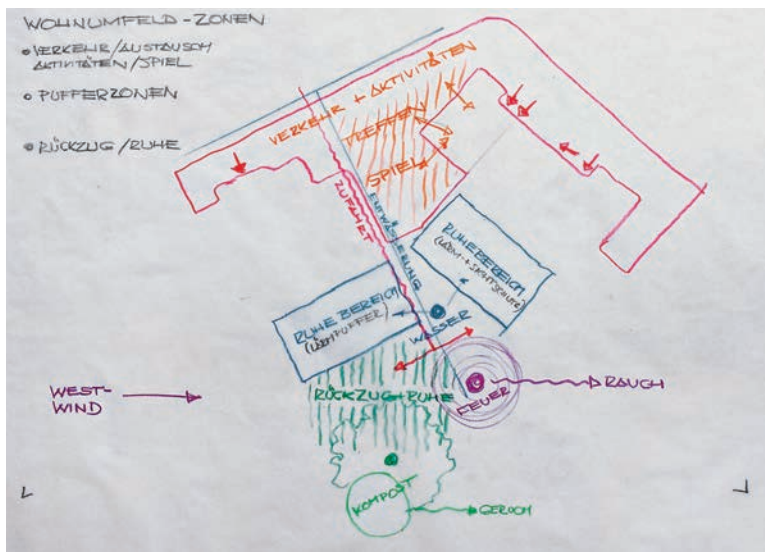
→



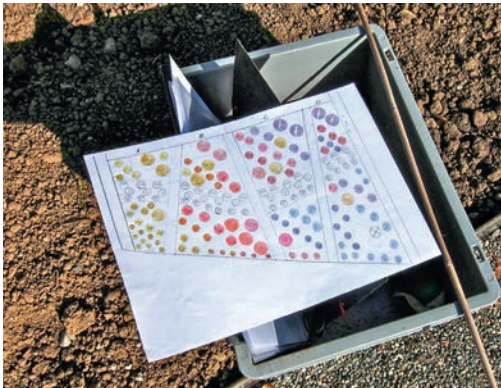
- 1 Altbau
- 2 Anbau
- 3 Neubau
- 4 Blumenhochbeet
- 5 Obstwiese- und Gemüsehochbeet
- 6 Kiesplatz

10m





Grundstücksanalyse: Altbau, Neubau und Garten werden eng aufeinander abgestimmt. Skizze: Peter Eberhard



Beim Pflanzplan hat eine Fachfrau mitgeholfen.



Wegemuster für Rundgänge auf engem Raum.



Irene und Jürg beim Bepflanzen des Blumenbeets.

→ Insgesamt leben heute 16 Menschen in den altersgerechten, barrierefreien Eigentumswohnungen, sie nutzen gemeinsam Gästezimmer, Werkstatt, Tiefgarage, Wein- und Pflanzkeller sowie den zentral gelegenen Gemeinschaftsraum, der auch ins Quartier ausstrahlt. Die Bewohnerinnen und Bewohner sind 55 bis 75 Jahre alt, die meisten haben einst studiert, etliche kommen aus pädagogischen Berufen. Von Anfang an war der Aussenraum mitentscheidend für den Kauf des Grundstücks. Er sollte ein gemeinsam gestalteter, gemeinsam nutzbarer Garten werden, kein anonymer Restraum, aber auch kein Grünraum mit privaten, individuellen Gartenparzellen. Aus den drei Architekturentwürfen, die sich die Initianten über einen eingeladenen Wettbewerb einholten, wählten sie jenen aus, der am wenigsten Grundstücksfläche überbaute und also am meisten Grünraum für Gartenmöglichkeiten übrig liess. Und so ist der Garten – inzwischen in seinem fünften Jahr – zum wichtigsten Raum für die Gemeinschaft geworden. Allerdings begannen die Überlegungen zu seiner Gestaltung erst während des Baus – zu spät, um beispielsweise zu bedenken, dass der Gartenboden während der Bauarbeiten möglichst wenig bewegt und befahren werden sollte, um die Bodenverdichtung zu verhindern. Heute besteht die Sorge, dass die Wurzeln der unter Schutz stehenden, stattlichen Blutbuche durch falsche Zwischenlagerung der Humusschicht vom Aushub der Tiefgarage in Mitleidenschaft gezogen wurden.

#### Durchgestaltet oder lieber wild-romantisch?

Neben einer Baukommission wurde eine Gartenkommission ins Leben gerufen. Sie holte die unterschiedlichen Gartenbilder ab, die die Beteiligten vor Augen hatten, und tastete sich an eine gemeinsame Vorstellung heran. Die Spannweite reichte weit, und es gab keine eindeutigen Mehrheiten: den Garten als ökologische, romantische Gegenwelt zu einer eleganten Architektur des Hauses möglichst unberührt zu lassen, ihn teilweise als Nutzgarten einzurichten bis hin zum durchgestalteten Garten als ästhetisches Vorzeigeobjekt. Über einen mehrstufigen, demokratischen Prozess fanden die Beteiligten schliesslich einen Konsens, mit dem heute alle gut leben können.

Als Grundsatz war festzulegen, ob der Garten als halbprivat oder halböffentlich zu verstehen sei und ob eine möglichst naturnahe Bewirtschaftung angestrebt werden sollte. Geleitet wurde die Gruppe von Peter Eberhard, einem der Bewohner, der als Architekt viel von Planungsprozessen versteht. Er arbeitete einen Grobentwurf aus, den der Architekt von «Bodan 44+» weiterentwickelte. Da dieser Entwurf den meisten Bewohnerinnen und Bewohnern zu architektonisch erschien, entwickelte der Bewohner und Architekt zusammen mit der Gartengruppe eine verfeinerte Version, die nochmals an den Architekten ging, bis alle im Haus einverstanden waren. Später kam eine Gartenplanerin hinzu, die vor allem den Pflanzplan für das grosse, erhöhte Blumenfeld über der Tiefgarage entworfen und bei der Pflanzenauswahl mitgeholfen hat.

Zur Strasse hin zeigt der Garten ein öffentliches Gesicht. Unaufgeregt ist er in das Vorgefundene eingepasst, schreibt die Vorgartensituation des Villenquartiers mit den Gartenmauern und Heckenstrukturen fort, erhält und stärkt somit die Identität des Quartiers. Auch die Neufassung der Eingangssituation beim Altbau zeigt dieses Vorgehen klar auf. Als ursprünglich privater Zugang zum privaten Wohnhaus war der Zaun bis an die Strasse geführt. Als 1926 der Anbau der Rechtsanwaltspraxis im Haus erfolgte, erhielt der Eingang eine öffentliche Prägung, indem er – mit einer niedrigen Betoneinfassung elegant gerundet – Teil des Trottoirs wurde. Mit der →





Der Garten ist dreidimensional angelegt. Aus den oberen Wohnungen bietet er ein lebendiges Bild.



Bewohnter Laubengang.



Sitzgelegenheiten direkt vor dem Gemeinschaftsraum. Hier öffnet sich der Garten ins Quartier. Foto: Petra Hagen Hodgson





Der grosse, gekieste Platz ist das Kernstück des Gartens. Hier sitzt man nicht im Durchzug, sondern an einem pflanzlich eingefassten Ort voller Weite und Geborgenheit zugleich. Foto: Petra Hagen Hodgson



Die dünnen Blechwandungen erlauben unmittelbares Gärtnern vom Rollstuhl aus.



→ neuen Nutzung als Dreiparteienhaus ist diese öffentliche Situation nun wieder etwas zurückgenommen: über die wechselnde Materialität im Bodenbelag und mit der Setzung von zwei Bäumen. Diese Mutationen fügen sich gut in den Gesamteindruck des Quartiers ein. Ebenso gut verträglich ist der Neubau mit gleichzeitigem Blick auf die Gartennutzung in die Grundkonstellation des Quartiers eingefügt. So ist nicht nur die oben beschriebene Setzung des neuen Bauvolumens auf die Grundstückskante und die Eingangssituation, sondern auch die Begrenzung im Innern zum Nachbarn kontextuell gedacht: Es gibt hier keine durchgehende Hecke, vielmehr öffnet sich der Garten mit Blickachsen ins Nachbargrundstück hinein. Dadurch erhält der Garten eine zusätzliche räumliche Tiefe. Allein die Doppelführung der Garagenzufahrt ist nicht gelungen: Mit den Nachbarn konnte man sich nicht auf eine gemeinsame Abfahrt einigen – angesichts zunehmender Bodenversiegelung ein kleines, ubiquitäres Drama.

### Den Garten altersgerecht entwerfen

Im Innern des Gartens bestimmt der gekieste Platz im Wesentlichen den Raum und die Gestimmtheit. Er ist von der gemeinsamen Nutzung für die Hausbewohnerinnen und -bewohner her gedacht: als Festplatz und als Spielplatz, als Ort zum gemeinsamen Grillen, zum spontanen Zusammenkommen, aber auch zum ruhigen Verweilen unter dem schattenspendenden, wogenden Dach der grossen, geschützten Blutbuche. Rahmend gesellen sich die mit Obstbäumen durchsetzte Wiese und das begehbare Blumen- und Sträucherbeet hinzu. Ausschlaggebend für dieses hochgelegene Pflanzenbeet war der grosse Aushub der Tiefgarage. So ist es eigentlich eine Dachbegrünung, die zugleich die dahinterliegende, private Wohnungsterrasse begrenzt und vom Gesamtgeschehen abschirmt. Gemeinsame Gartenaktivitäten verdichten sich auf diesem Blumenfeld. Hier improvisieren die Bewohner gemeinsam und schaffen auch nach fünf Jahren immer wieder neue, wechselnde Gartenbilder.

Neben dem gemeinsamen Garten verfügen alle Wohnungen auch über einen eigenen, privaten Aussenraum: über eine Terrasse, einen Balkon oder eine Dachterrasse. Auch die entsprechenden Abschnitte der Laubengänge im Neubau sind eher privat zuzuordnen. Hier kann jede Partei ganz für sich alleine gestalten, hier stehen die Pflanzen, die man besonders hegt und pflegt.

Wie die Wohnungen wurde auch der Garten von Anfang an altersgerecht entworfen und der Gesundheitsaspekt berücksichtigt: dass im Garten für genug Bewegungsmöglichkeiten gesorgt ist, es eine Art Rundgang gibt, er bis fast in jede Ecke rollstuhlgängig ist, es unterschiedliche Materialien unter den Füßen gibt, ein Hochbeet mit möglichst schmaler Brüstung zum bequemen Gärtnern ohne Bücken vorhanden ist, Wasser nicht weit getragen werden muss, der Kompost eingeplant ist und ein vielfältiges Raum- und Naturerlebnis entsteht. Lange Trockenmauern laden zum Sitzen ein. Zugleich bieten sie einen Lebensraum für Kleingetier – ebenso wie die versteckten, teils unberührten Ecken für den gemeinsam bewirtschafteten Kompost oder der mit Farnen, Elfenblumen, Bärlauch, Buschwindröschen und Schlüsselblumen, Buchs und Efeu bewachsene, schattige Gartenstreifen entlang des Nachbargrundstücks. Unmittelbar vor dem viel genutzten Gemeinschaftsraum findet sich ein halb der Strasse zugewandter, aber durch die Hecke vor zu neugierigen Blicken geschützter und gedeckter Sitzplatz. Als der Garten in Betrieb genommen wurde, gab Peter Eberhard, der Bewohner und Architekt, sein Amt als Leiter der Gartengruppe an gartenerfahrene Bewohnerinnen weiter. In der ersten →



Das Amt des Heckenschneidens hat Peter übernommen.  
Foto: Ursula Homberger



Der Garten soll auch etwas abwerfen.  
Mike, der den Quittenbaum pflegt, hat Freude an der Ernte.



Im Sommer spenden Glyzinien und Reben Schatten, im Winter lassen sie das Licht durch.





Private Rückzugsorte vor jeder Wohnung.  
Foto: Petra Hagen Hodgson



Das Muster des Quartiers mit Vorgärten, Zäunen und Hecken ist weitergestrickt worden.



Aus der Not eine Tugend: mit Reben bewachsene Garageneinfahrt.

→ Zeit der Bewirtschaftung des Gartens war es Konsens, dass sich jeder irgendwie in die Gartenarbeit einbringen konnte. Da wurde mal die eine oder andere Pflanze ohne Rücksprachen hinzugekauft und irgendwo eingepflanzt, was nicht immer allen gefiel, Zuständigkeiten waren nicht geregelt, was Konflikte begünstigte.

Inzwischen bewährt sich eine etwas straffere Organisation: Die Gartengruppe besteht aus vier Bewohnerinnen und Bewohnern, wobei es eine Leitung, Arbeitsteilung und Zuweisung bestimmter Aufgaben gibt. Die Gartengruppe findet sich alle zwei Wochen am Samstagvormittag zur Gartenarbeit zusammen. Zugleich bespricht und verteilt sie anstehende Arbeiten, mitunter stossen Helfer hinzu. Wer abwesend ist, sagt vorher Bescheid, organisiert gegebenenfalls Ersatz. Einzelne Bewohner – auch ausserhalb der Gartengruppe – haben Ämter wie das Heckenschneiden. Hinzu kommen Aktionstage, an denen alle Bewohnerinnen und Bewohner nicht nur den Gemeinschaftsraum gemeinsam putzen, sondern auch im Garten mitschaffen. Die Aufgaben koordiniert die Gartengruppe.

### Gemeinsam bewirtschaften

Immer geht es darum, wer welche Entscheidungen trifft, dass alle einbezogen werden und sich niemand von der Bewohnerschaft ausgeschlossen fühlt. Letztlich geht es auch um Geld. Denn ein Garten kann ja mehr oder weniger kosten. Dafür wird jedes Jahr im Gesamtbudget ein Posten vorgesehen. Ständig anfallende Ausgaben halten sich im Rahmen, da der Garten bis auf das jährliche Baumschneiden von den Bewohnern selbst gepflegt wird. Grössere Ausgaben werden vorab allen zur Abstimmung unterbreitet. Das Organisationsmodell lässt sich so zusammenfassen: Es soll sich jede und jeder dort einbringen, wo das eigene Herzblut schlägt – egal, ob das den Garten, die Energietechnik, den Gemeinschaftsraum oder die Finanzen betrifft. Dabei ist der Garten ein Amt unter anderen. Was jedoch die Diskussionen um den Garten gezeigt haben: Er steht allen nahe, alle haben zu ihm eine emotionale Beziehung, alle sprechen sich hier Kompetenzen zu.

Wer vorher selbst einen Garten hatte, glaubte, dass man im Alter mehr Zeit habe und der Garten gross sein könnte. Es hat sich aber herausgestellt, dass sie jetzt an ihre Grenzen kommen – zumal sich nicht alle gleichermassen an der Pflege beteiligen: Ein Drittel der Bewohnerinnen und Bewohner ist voll dabei, ein Drittel wirkt gern unterstützend und ein Drittel schätzt den schönen Garten, will aber nichts dafür tun. Noch sind die Bewohner entweder berufstätig oder im aktiven Pensionsalter – haben vielfältige Interessen und Verpflichtungen, arbeiten als Pensionäre teilweise noch, reisen viel. «Später», meint ein Bewohner, «werden sicher mehr Nutzpflanzen angebaut, wenn wir nicht mehr so viel unterwegs sind.» ●

**Bodan 44+**  
Bodanstrasse 10,  
Kreuzlingen TG  
Bauherrschaft:  
Eigentümergeinschaft  
Bodan 44+  
Nutzung: 16 Bewohnerinnen und Bewohner





Um den weiten Blick in den Raum zu schaffen, wurde ein Baum gefällt.



# Auf gute Nachbarschaft

**Die Soziologen François Höpflinger und Joëlle Zimmerli über neue Wohnformen für ältere Menschen und die Bedeutung des Gärtnerns.**

Interview:  
Petra Hagen Hodgson

**François Höpflinger, Sie stellen im dritten Age Report fest, dass die Individualisierung der Gesellschaft ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheint und dass das Miteinander einen zunehmend höheren Stellenwert einnimmt. Wie äussert sich das?**

**François Höpflinger** Altersgerechtes Wohnen ist heute kein Novum mehr. In der Vergangenheit sind vielfältige Modelle entwickelt worden. Beobachtet werden kann, dass wieder traditionelle Wohnformen und Bedürfnisse wie Privatheit und Gemütlichkeit gefragt sind. Statt auf Seniorenresidenzen liegt heute die Betonung auf dem Privaten im kleinen Rahmen. Gleichzeitig werden vermehrt gemeinschaftliche Aktivitäten und Strukturen ausserhalb des Privaten gesucht – damit auch ein generationendurchmisches Wohnen. Dies ist eine Tendenz, die sich ganz generell in der Gesellschaft abzeichnet.

## «Ältere Menschen gehen vorsichtiger auf ihre Nachbarn zu.»

Joëlle Zimmerli

**Denken wir an neue Wohnformen – Clusterwohnungen und dergleichen – wie in der Genossenschaft Kalkbreite in Zürich zum Beispiel. Da wird gerade die Vermischung von Privatem und Gemeinschaftlichem gelebt. Können sie die Familie und Verwandtschaft, auf die man sich im Notfall stützen kann, ersetzen?**

**Joëlle Zimmerli** Die Frage ist bei solchen Projekten, ob, wie und für wen sie funktionieren. Zugespielt formuliert sind sie eine Mischung aus Idealen und einem Zwang zu einem bestimmten Lebensstil: Es gibt beispielsweise kaum Balkone, denn die gemeinsamen Terrassen sollen genutzt werden. Aus der Sicht der Raumplanung sind solche Projekte natürlich interessant: Viele ältere Menschen bleiben recht lange in Familienwohnungen und Einfamilienhäusern und tragen damit zum hohen Flächenverbrauch bei. Das kann man entschärfen, indem man Umzüge fördert und den bestehenden Wohnraum effizienter nutzt. Dass man ältere Menschen mit dem Versprechen gemeinschaftlicher Wohnformen in Clusterwohnungen lockt, ist aus dieser Perspektive sehr sinnvoll. Allerdings wirken solche

Wohngemeinschaften für Ältere wie kleine Altersheime. Altersheime sind ja auch unglaublich raumsparende Institutionen, die allerdings unbeliebt sind und irgendwie ersetzt werden müssen.

**Was denken denn ältere Menschen über diese neuen Wohnformen?**

**Joëlle Zimmerli** Bei Projekten wie der Kalkbreite geht es nicht nur um Gemeinnutzen, sondern vor allem auch um Suffizienz, das heisst um Verzicht – und das funktioniert am besten, wenn man möglichst viele Menschen dazu bringt, Raum zu teilen. Das wiederum widerspricht dem, was François Höpflinger gerade betont hat: dem Wunsch nach dem Privaten. Im Privaten will man nicht teilen oder teilhaben. Meine Studien zeigen nun aber, dass gerade ältere Menschen die Gemeinschaft ausserhalb ihres unmittelbaren Wohnumfelds suchen. Das erklärt auch den rückläufigen Trend bei Seniorenresidenzen. Am Anfang schien die Seniorenresidenz eine tolle Idee zu sein, dann merkte man aber, dass sie letztlich zu Generationenghettos führt. Niemand, schon gar nicht die Älteren, will in Ghettos leben. Sie wollen unter den Generationen sein.

**Wie sehen die Erwartungen an die Nachbarn aus?**

**Joëlle Zimmerli** Gute nachbarschaftliche Beziehungen werden mit zunehmendem Alter wichtiger. Ältere Menschen gehen vorsichtiger auf ihre Nachbarn zu. Das hat damit zu tun, dass sie mehr Zeit zu Hause verbringen und die Umzugsbereitschaft mit zunehmendem Alter abnimmt. Das heisst, viele suchen einvernehmliche Nachbarschaften, die ihnen einen gewissen Abstand ermöglichen, um Konflikte zu vermeiden. Die Balance zwischen Nähe und Distanz ist aber gerade in gemeinschaftlichen Wohnformen schwer aufrechtzuerhalten, das kann anfangs sehr gut gehen – und dann eben plötzlich nicht mehr. Für junge Menschen ist dieser Umstand weniger problematisch. Sie sind viel flexibler, Veränderungen gewohnt und von daher auch eher bereit, etwas Neues auszuprobieren.

**Kann man also sagen, dass paradoxerweise Impulse für mehr Toleranz und gute Nachbarschaft eher von der Alterung der Gesellschaft ausgehen?**

**François Höpflinger** Die statistischen Haushaltsdaten von 2013 zeigen: Nur ein bis eineinhalb Prozent der Menschen über 65 leben in gemeinschaftlichen Haushalten, wobei es sich zum Teil um Geschwister handelt. Das ist sehr wenig. Was die geringe Umzugsbereitschaft von Menschen betrifft: Sie ist weniger vom Alter als von der Biografie abhängig. Man kann auch feststellen, dass Werte, die man früher als Gegensätze wahrnahm – zum Beispiel innovativ/traditionell oder global/lokal – heute viel leichter kombiniert werden. Doch es gibt ältere Menschen, die damit nicht zurechtkommen, sie erstarren und reagieren mit depressiven Syndromen. Solche Menschen haben dann Mühe, mit jüngeren Menschen oder mit ihren Enkelkindern zu kommunizieren.



**Um auf den Trend weg von der Individualisierung hin zu mehr Gemeinschaftlichkeit zurückzukommen: Woran liegt das? Was sind die Problematiken?**

**François Höpflinger** Wesentliche Faktoren sind einerseits die sozial-wirtschaftliche Unsicherheit, die zur Folge hat, dass sich die Menschen wieder mehr auf familiäre Netzwerke abstützen, andererseits die Verarmungsrisiken, die ebenfalls dazu führen, dass Menschen sich wieder mehr vernetzen. Die Menschen haben aber auch festgestellt, dass die Individualisierung Schattenseiten hat. Singledasein, in den 1970er-Jahren entstanden, ist heute out. Die meisten der jungen Generation wünschen sich eine Partnerschaft. Der Anteil jener, die keine Kinder möchten, ist bei der jungen Generation mit sechs Prozent extrem tief, bewusste Kinderlosigkeit wird heute nicht mehr gesucht.

**Wie eignen sich Grünraum und Garten als Antwort auf den Wunsch nach Privatheit in der eigenen Wohnung und die Suche nach Gemeinschaft in anderen Räumen?**

**François Höpflinger** Da öffnen sich grosse Spannungsfelder. Manche Menschen sehen den Garten als etwas Privates mit viel eigenem Gestaltungsspielraum. Früher waren es die Geranien auf dem Balkon, heute sind es zum Teil die Blumen- oder Schrebergärten. Andere sehen den Garten eher als etwas Gemeinschaftliches. Im eigenen Bereich kann man das Private vom Gemeinschaftlichen trennen, man kann die Haustüre schliessen, der Garten aber ist halböffentlich, und da entstehen Konflikte.

**Joëlle Zimmerli** Hinzu kommt, dass der Hang zur Individualisierung unter den älteren Menschen genauso gross ist wie unter den jüngeren. In allen Altersgruppen gibt es solche, die gerne gärtnern, solche, die andere an ihren Aktivitäten teilhaben lassen, und solche, die lieber alleine ein Buch lesen. Dazu kommt natürlich die Frage, wie viel Zeit man für den Garten hat.

**François Höpflinger** Auch bei den Kindern ist es so: Die einen wollen ihre eigenen Tomaten ziehen, an die niemand herandarf, die anderen machen das lieber gemeinsam. Die Besitzstrukturen im Grünraum sind selten klar geregelt. Das bringt Konflikte. Solche Spannungsfelder der Gemeinschaft haben Tradition – mit den Alpweiden, Allmen und dem Wald zum Beispiel.

**Joëlle Zimmerli** Diese Spannungsfelder sind aber auch eine Chance für Mehrgenerationenprojekte. Sie zeigen, dass die Nutzung von Aussenräumen keine Frage des Alters, sondern individueller Wünsche und Ziele ist. Das heisst, es braucht unterschiedliche Angebote, unterschiedliche Raumqualitäten und unterschiedliche Orte, in denen sich die Älteren und die Jüngeren den Aussenraum aneignen können.

**François Höpflinger** Heute verbringt man in der Schweiz viel mehr Zeit draussen als früher. Das ist auch klimatisch bedingt. Interessant sind auch die saisonalen Unterschiede, im Winter läuft draussen nichts.

**Bleiben wir beim Generationenthema, bei der feinen sozial-räumlichen Differenzierung der Aussenräume, der Nutzung des unmittelbaren Wohnumfelds, bei Balkonen, Veranden, Loggien und Laubengängen. Worauf ist zu achten?**

**François Höpflinger** Die Nichtnutzung des Aussenraums ist häufig ein Problem. Aus feuerpolizeilichen Gründen darf man zum Beispiel im Laubengang nicht einmal einen Stuhl vor die Haustüre stellen. Solche Dinge markieren den Aussenraum. In vielen Siedlungen ist der Aussenraum keine klar genutzte Zone, sondern eine Restzone.

**Joëlle Zimmerli** Empirische Studien zeigen, dass Bewohnerinnen und Bewohner grosse Gänge und Erschliessungszonen im Hausinnern in der Regel nicht nutzen. Die meisten hätten lieber mehr Privatraum. Statt sich in breiten

Gängen aufzuhalten, gehen sie auch lieber ganz raus. Man muss Zwischenräumen klare Funktionen zuteilen – sei es im Haus oder im nahen Wohnumfeld. Alle brauchen Platz für Velos, Kinderwagen oder Rollatoren. Restflächen, auf denen nebenbei noch ein Stuhl steht, funktionieren nicht.

**Ältere Menschen haben mehr Zeit und vielleicht auch das Wissen, das man zum Gärtnern braucht.**

**Wie realistisch ist die Vorstellung, dass Pensionierte mit Kindern im Wohnaussenraum gärtnern?**

**François Höpflinger** Personen, die sich viel gärtnerisches Wissen – zum Beispiel im Schrebergarten – angeeignet haben, sind oft menschen-scheu. Sie wissen viel, können es aber nicht weitergeben. Sie können ihre Früchte vorzeigen, einen schön gewachsenen Kürbis. Aber bis dahin braucht es viel Zeit, und Wachstum zu schildern ist schwierig. Im Garten muss man warten können.

## «Der Garten ist halböffentlich, da entstehen Konflikte.»

François Höpflinger

**Joëlle Zimmerli** Sich mit Anfängerinnen und Anfängern herumzuschlagen, ist nicht immer einfach. Ein Ansatz wäre es, gärtnerisch unerfahrene Pensionierte mit angehenden jungen Gärtnern zusammenzubringen und zu gemeinsamem Lernen zu ermutigen. Oder: Ältere, die Zeit haben, sich praktisches Wissen anzueignen, könnten ihre Erfahrungen mit Kindern teilen. Generationenbeziehungen werden ja allzu oft auf Grosseltern-Enkel-Beziehungen reduziert. Meine Studien zeigen, dass gerade pensionierte Männer mit Führungserfahrung den Austausch mit den Jungen vermissen, denen sie früher Fachwissen und Erfahrung vermittelten. Solche nahen generationenübergreifende Beziehungen sind mindestens genauso wichtig wie die generationenüberspringenden Beziehungen.

**François Höpflinger** Wir haben untersucht, wie viele Personen überhaupt Gartenarbeit machen, und zwar im Vergleich von 1990 mit 2012. Die Zahlen zeigen: Da hat sich eigentlich nichts verändert. Es waren immer 35 bis 40 Prozent der Gesamtbevölkerung, nicht nur die Pensionierten. Klare Unterschiede gibt es nach Besitzverhältnissen und zwischen Stadt und Land. Auf dem Land haben die Menschen Gärten. Junge Alte gärtnern mehr, im hohen Alter nimmt das dann natürlich wieder ab. Ich kenne eine Frau, die bis zu ihrem Tod gegärtnert hat. Der Garten wurde dabei immer kleiner. Für den grossen wie für den kleinen Garten hat sie gleich viel Zeit gebraucht. ●

**Joëlle Zimmerli**

Die Architektursoziologin führt Zimraum, ein sozialwissenschaftliches Büro in Zürich. Sie freut sich, dass sie nach zehn Jahren wieder einen Balkon hat, auf dem sie Tomaten und Heidelbeeren ziehen und an Studien zur Nutzung von Räumen und Bauten arbeiten kann. Sie schätzt es, in wenigen Minuten an der Sihl oder Limmat zu sein. Aufgewachsen ist sie in einer Reihenhaussiedlung in der Agglomeration. Für den Garten der Eltern interessiert sie sich kaum, stattdessen erkundete sie die Zwischenräume in der Nachbarschaft.

**François Höpflinger**

Der emeritierte Soziologieprofessor mit Themenschwerpunkt Altersfragen, Demografie und Generationenbeziehungen hat Kinder und Enkelkinder. Er wohnt in einem Vierfamilienhaus, Gartenfan war er nie. Die Eier und das Gemüse, die ihm eine Hausbewohnerin schenkt, die den gemeinsamen Garten pflegt, schmecken ihm aber sehr. Da es im Garten kein WLAN gibt, ist er dort selten anzutreffen. Aufgewachsen ist Höpflinger in einer Siedlung mit Grünflächen. Mit den Spielkameraden ging er zum Spielen lieber in den nahen Wald.





Beim Stürlerhaus in Bern ist der Hofcharakter bestimmend. Er bietet eine ruhige Gegenwelt zur lärmigen Aussenwelt.

## Rosen schneiden im historischen Hof

Für das Alterswohnprojekt Stürlerhaus in Bern haben sich zehn Personen, die sich seit Jahren kennen, zur «Genossenschaft andere Wohnformen im Stürlerhaus am Altenberg» zusammengetan. Sie leben als Paare oder Einzelpersonen zwar nicht als Wohngemeinschaft, aber doch eng zusammen, um das Altern gemeinsam statt isoliert in Einfamilienhäusern zu gestalten. Sie wollen «sich gegenseitig bei Krankheiten und speziellen Bedürfnissen im Älterwerden» unterstützen und «Gewähr für die Geborgenheit in der Gemeinschaft» bieten, so die Statuten.

Im Jahr 2000 kauften sie das 1659 erbaute stattliche Landhaus, das zehn Gehminuten vom Stadtzentrum entfernt am südlichen, teils unbauten Aarehang liegt – direkt gegenüber der Altstadt. Ende des 19. Jahrhunderts war es an das sozial-religiöse Diakonissenhaus übergegangen und diente als «Spital für Nervenranke», später als Schulspital. Heute sind die Bewohnerinnen und Bewohner zwischen 67 und 83 Jahre alt.

Im sanft renovierten Altbau mit Anbau finden sich geräumige 1- bis 2-Zimmer-Wohnungen sowie fünf Gemeinschaftsräume – von einer Computerstube bis zur gemeinsamen Küche mit Essbereich und einem direkten Zugang in den Garten. Sie wird rege genutzt. Vorräume haben die Wohnungen nicht, dazu dient das gemeinsame Treppenhaus. Beim Einzug musste der Garten in wesentlichen Teilen neu bepflanzt werden.

Eine dreiköpfige Gartengruppe organisiert alle Gartenbelange. Sie pflegt den Garten, nimmt Wünsche entgegen, organisiert regelmässig gemeinsame Aktionstage und bezieht für gelegentliche und wiederkehrende spezielle Arbeiten wie Rosen schneiden oder Rasen mähen weitere Bewohnerinnen mit ein, die diese Arbeiten gern tun. Der Garten war seinerzeit zwar kein Kriterium für den Kauf, hat sich mit der Zeit aber zu einem viel genutzten, zusätzlichen Gemeinschaftsraum im Freien entwickelt – auch weil nur eine Partei einen eigenen, privaten Aussenraum als kleinen Balkon hat.

Da das Haus und der Garten als Einheit denkmalgeschützt sind, war das in seinen Grundzügen vorhandene, barocke Grundmuster des Gartens mit Wegekreuz und mittig angelegtem Brunnen vorbestimmt. Mittelalterlichen Klosteranlagen gleich ist der Garten von allen Seiten mit Mauern eingefasst und weist einen Rundgang auf, der zur kontemplativen Bewegung einlädt. Eine Bewohnerin nutzt ihn als tägliches Morgenritual für einen Gartenspaziergang.

Durch die Umfriedung ist der Garten ein nach innen gerichteter Gartenhof mit intemem Charakter. Er strahlt Wohnlichkeit und Geborgenheit aus und bietet Rückzugsmöglichkeiten dank verschiedener Sitzgelegenheiten, die sich über die Fläche verteilen. Sie laden zu Geselligkeit und Kontemplation zugleich ein und regeln feine Differenzierungen für genug Nähe und genügend Distanz. Das scheint gut zu funktionieren: Häufig halten sich Bewohnerinnen und Bewohner mit unterschiedlichen Bedürfnissen gleichzeitig im Gartenraum auf. Sie stören sich gegensei-

tig selbst dann nicht, wenn mehrere Bewohner gleichzeitig die Enkelkinder als Gäste im Garten bewirten. Tatsächlich lebt dieser Garten zum einen von der Intimität, zum anderen wird er aber auch bewusst nach aussen geöffnet. Wenn die Bewohner das Haus für öffentliche Anlässe wie Vorträge und Filmvorführungen öffnen, hat er öffentlichen Charakter; er wird zum repräsentativen Foyer. Durch die wärmespeichernden Mauern hat der Garten ein wunderbar mildes, mediterranes Klima bis weit in die Übergangszeit hinein. So wachsen an der langen Südmauer Rosen, wilder Wein und Oleander, Clivien, Zitronen- und Olivenbaum sowie eine Mischung aus Kräutern, Zier- und Nutzpflanzen.

Speziell für das Alter ist der Garten nicht angelegt. Bis vor einem Jahr wurde noch mit einem Handrasenmäher gemäht – aus der Überlegung heraus, dass die körperliche Arbeit guttut. Inzwischen lassen die Kräfte der Bewohnerinnen und Bewohner allmählich nach. Es wurde deshalb ein Akkurasenmäher gekauft. Mit der Zeit wird sich der Garten verändern. «Wichtig dabei ist», sagt eine Bewohnerin, dass «wir alle sagen dürfen, das ist mir zu viel. Und dass wir uns eingestehen, dass irgendwann halt auch mehr Mitarbeit von aussen nötig ist. Im Moment geht es noch.» Petra Hagen Hodgson, Fotos: Martin Linsi

### Stürlerhaus

Altenbergstrasse 60, Bern

Bauherrschaft: Genossenschaft andere Wohnformen im Stürlerhaus am Altenberg

Nutzung: 10 Bewohnerinnen und Bewohner

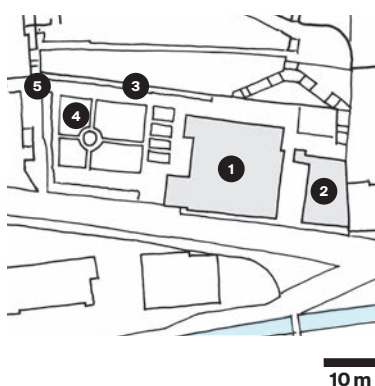




Jäten der langen Kieswege bedeutet für Regula eine wohlthuende meditative Arbeit.



Vielfältige Düfte und Formen – Seitenzugang zum Hof.



- 1 Haupthaus
- 2 Nebenhaus
- 3 Stützmauer am Hang
- 4 Barockgarten
- 5 Seitenzugang



Durchblick zur Aare.



Der Garten bietet etwas Nahrung: Rhabarber, Kirschen, Küchenkräuter, seit Kurzem auch Beeren und Feigen.

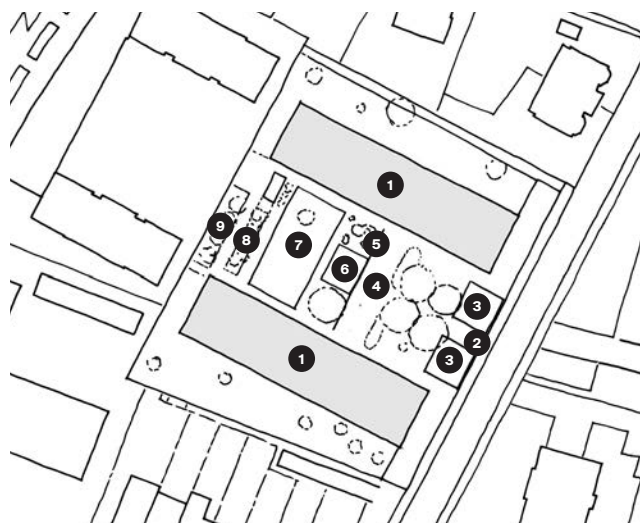


Zwei von etlichen Sitzplätzen für Gemeinschaft und Rückzug.





Die Wohngenossenschaft Pestalozzi in Muttens hat differenzierte Übergänge von privaten zu halböffentlichen Bereichen.



- 1 Gebäudezeile
- 2 Eingang
- 3 Fahrradunterstände
- 4 Vorplatz
- 5 Trennwand
- 6 Wasserbassin
- 7 Wiese
- 8 Pergola
- 9 Gemüse

10 m



Der Laubengang, ein wohnlicher Ort.

## Klare Ordnung als Grundgerüst

Die Baselbieter Wohngenossenschaft Pestalozzi in Muttens gehört zu den Pionierprojekten des Wohnens im Alter in der Schweiz und geht auf die Initiative einer Gruppe älterer, befreundeter Menschen zurück. Die Genossenschaft konnte das 4000 Quadratmeter grosse Grundstück, auf dem zuvor eine Himbeerplantage stand, zu günstigen Konditionen vom Kanton Baselland im Baurecht erwerben und engagierte die Ateliergemeinschaft Alder, Müller, Naegelin aus Basel für den Entwurf. 2002 war die Siedlung mit 24 Wohneinheiten, Gemeinschaftsraum, Werkstatt, Atelier und gemeinsamer Waschküche im Keller bezugsbereit.

Die Siedlung, die sich in die kleinteilige Umgebung einfügt, besteht aus zwei parallel angeordneten, zweistöckigen Gebäudezeilen mit ausgebautem Dachgeschoss. Die Riegel sind spiegelbildlich in den geräumigen Innenhof orientiert. Zusammen mit den breiten, wohnlich eingerichteten Laubengängen, die über einen Lift bequem auch in die oberen Wohnungen führen, begünstigen sie tägliche Kontakte und zufällige Begegnungen. Ist in einer der Wohnungen der Rollladen einmal nicht hochgezogen, wird nachgeschaut. An den äusseren Flanken der beiden

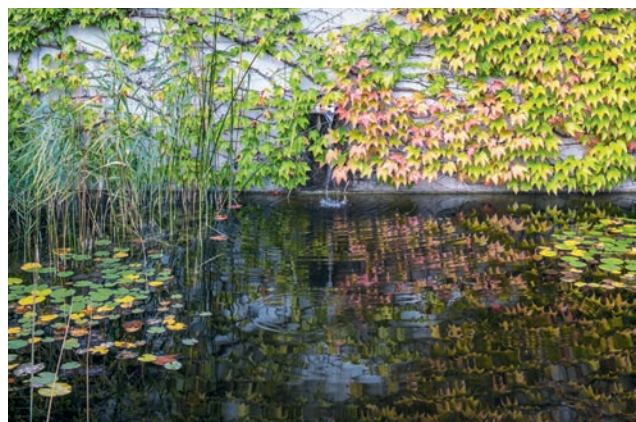


Vielfältige Nutzungsmöglichkeiten im klaren Raster.





Der Kiesplatz wird als Autoabstellplatz nicht gebraucht und erlaubt andere Nutzungen.



Wasser auch auf kleinstem Raum bietet malerische Impressionen.



Pflanzen überspielen die harten Konturen der Architektur.



Im Zentrum der Brunnen.

Zeilen findet sich ein Grünstreifen mit Sitzplätzen, die den Wohnungen zugeordnet sind. Diese architektonische Setzung bestand bereits, als Fahrni und Breitenfeld Landschaftsarchitekten aus Basel für die Gestaltung des Aussenraums beigezogen wurden.

Entsprechend der streng axialen Architektur ist der Gartenraum geradlinig und symmetrisch in funktionale Bänder unterteilt. An der Strasse befindet sich das Parkplatzband mit den zwei Fahrradunterständen, die zugleich als Eingangstor fungieren. Daran anschliessend liegt der halböffentliche Hof, an dem sich rechts und links die Hauseingänge befinden. Die Briefträgerin und der Lieferant gelangen bis hierher. Ab der Mauer, die mit wildem Wein bewachsen ist, wird es dann privat. Die Mauer schirmt den intimeren, gemeinsam genutzten Gartenraum ab und schafft doch zugleich auch eine Verbindung durch das breite, eingelassene Fenster.

Der gemeinsame Gartenraum ist seinerseits in unterschiedliche Bänder eingeteilt. Da ist direkt an der Mauer der Teich mit Sitzplatz und Steingarten, der Rasenstreifen, das schmale Blumen-, Kräuter- und Sträucherband, das den Rasen fasst, anschliessend das gut durchdachte Funktionsband mit Gartenschuppen, Wasserhahn und schattenspendender, umrankter Pergola. Am Zaun gibt es eine Reihe Pflanzplätze. Sie werden von jenen Bewohnern bewirtschaftet, die schon in ihren Einfamilienhäusern Gemüse

und Obst gezogen haben und hier ihre Freude am Gärtnern im kleineren Rahmen weiterleben wollen. Da in der Siedlung keine Kinder wohnen, Enkel nur auf Besuch kommen, kein Fussball gespielt und nicht geschaukelt wird, ist die grüne Ausstattung beschaulicher. Sie bietet mit dem Wasser, den Enten, den Stauden, den blühenden und im Herbst sich färbenden Bäumen ein reiches Naturerlebnis.

Alle Bewohnerinnen und Bewohner sprechen von ihrer Freude an der Natur und davon, dass sie den ganzen Tag einen sonnigen Platz im Garten finden können. Ein Bewohner erklärt das so: «Es gibt zwei Orte im Garten, an denen ich gerne sitze. Hier, wo die Sonne aufgeht, sitze ich am Morgen. Am Nachmittag ist mein Aufenthaltsort auf der anderen Seite.» Aber ihm fehlt ein Ort, an dem er ab und zu ungezwungen mit den anderen vom Haus zusammensitzen könnte. Die Tische und die Stühle werden nach Gebrauch immer gleich wieder im Schuppen versorgt.

Überhaupt erscheint es, als ob der Aussenraum wie in einer Momentaufnahme verharre. Früher trafen sich die Bewohner auf dem Rasen zum Boulespielen und Grillen und «früher konnte man im Staudenbeet alles durcheinander pflanzen, jetzt gibt es klare Regeln und Anordnungen», sagt eine Bewohnerin. Langsam hat in der Siedlung der Wechsel begonnen. Neue Gesichter sind dazugekommen. Sie bringen neue Ideen und Vorstellungen auch für den Garten mit. Tatsäch-

lich möchten heute manche den gemeinsamen Garten wohnlicher gestalten. Aus dem Rasen möchten sie eine Blumenwiese machen, auf den rückwärtigen Rasenpartien Blumen pflanzen, etwas gärtnern. Etliche im Haus sind über neunzig Jahre alt. Die Neuankömmlinge sind einigen von ihnen in manchem zu forsch. Sie wollen keine Veränderung mehr. Oder ist es die Angst vor den Kosten eines möglichen Rückbaus, wie es hiess?

Mit dem Einzug neuer Menschen beginnt sich das Gesicht des Gartens zu ändern. Noch werden die Spielräume, die das Grundmuster bietet, nicht vollumfänglich genutzt. Die strenge Ordnung lässt neue Bepflanzungs- und Nutzungsvarianten durchaus zu. Die bevorstehende Transformation bietet also Chancen für die Umsetzung neuer Ideen, ohne dass der Charakter der Gartenanlage verloren geht. Dazu braucht es die Freude am Zulassen. Wie beim Schachspiel, das eine Vielzahl an Varianten offenhält, muss hier eine entsprechende Eröffnung noch gespielt werden. Die Bewohner werden sie miteinander aushandeln müssen, damit sich alle daheim fühlen.

Petra Hagen Hodgson, Fotos: Martin Linsi

**Wohngenossenschaft Pestalozzi**  
Pestalozzistrasse 20 / 24, Muttenz BL  
Bauherrschaft: Wohngenossenschaft Pestalozzi  
Nutzung: 36 Bewohnerinnen und Bewohner





Bewohner versuchen, den harten Übergang zwischen Haus und Aussenraum aufzuweichen.



Bewohntes Igelhäuschen.



Johannisbeersträucher helfen, den Gartenraum zu gliedern.



Zusammenspiel zwischen Häusern und ausgewachsenen Bäumen beim Alterswohnprojekt in Kloten.

## Blumen für die Mitbewohnerinnen

Im Alterswohnprojekt «Ewiges Wegli» in Kloten fragt ein Bewohner, warum nun die Grünräume plötzlich überall Gesprächsthema seien – sie würden doch sowieso alle nach und nach abgeschafft. Er legt den Artikel «Kloten will weiter verdichten» aus dem «Zürcher Unterländer» auf den Tisch. «Jetzt reissen sie diese Häuser mit ihren günstigen Wohnungen ab, und dann können die Alten die neuen Mieten nicht mehr bezahlen», sagt seine Frau.

Die Alten würden aus ihrer Nachbarschaft verdrängt, wo sie seit Jahrzehnten lebten, stellen die beiden fest. Vorgeworfen werde ihnen, dass sie ihre zu gross gewordenen, billigen Wohnungen nicht an Familien mit Kindern abgeben. Doch günstiger Wohnraum mit kleineren Wohnungen für die ältere Bevölkerung werde kaum gebaut.

Es entstünden vor allem Wohnungen für gute Steuerzahler. Deshalb blieben die älteren Bewohner, solange es gehe, und nähmen Beschwerden wie Treppensteigen in Kauf. Das Ehepaar weiss, wovon es spricht. Die beiden wohnten Jahrzehnte um die Ecke in einer zu gross gewordenen Wohnung ohne Lift im zweiten Stock.

Umso dankbarer sind sie für ihr neues Zuhause im «Ewigen Wegli» hinter dem Dorfmuseum an der alten Klotener Dorfstrasse in ihrer angestammten Umgebung. Es geht auf eine Initiative der ehemaligen Altersbeauftragten der Stadt Kloten zurück. Zusammen mit einer Gerontologin organisierte sie verschiedene Informationsveranstaltungen zum Thema. Aus Teilnehmerinnen der Veranstaltungen haben sich zehn Parteien zu einer Genossenschaft zusammengetan und mit der beratenden Gerontologin als Präsidentin das Land von der Stadt erworben – mit der Auflage, dass die Parkplätze auf dem Grundstück für das nahe gelegene Stadtmuseum in einer Tiefgarage bestehen bleiben. Das mit bescheidenen Mitteln

erstellte Bauprojekt ist vom Architekten Dieter Schlatter entworfen worden und konnte im Jahr 2007 bezogen werden. Der Garten spielte dabei keine Rolle, ein Landschaftsarchitekt wurde nicht extra beigezogen, der Architekt plante die baulichen Aussenraumelemente gleich mit.

Der Gartenraum wird bestimmt durch einen Geländesprung aufgrund der Tiefgarage mit ihrer natürlichen Belüftung. Er teilt den Garten in zwei Räume ein: in die extensiv bewirtschaftete, wenig genutzte Wiese auf dem Dach der Garage und den schmalen Gartenstreifen, der an das unbebaute Wiesland mit dem ausladenden Nussbaum angrenzt. Hier stehen Niederstamm-Obstbäume wie auf einer Streuobstwiese, den Zaun entlang gibt es Gemüse- und Blumenbeete. Wenn das Obst reif ist, stellt eine Bewohnerin einen vollen Korb für alle ins Treppenhaus.

Vom Haus haben nur die drei Wohnungen im Erdgeschoss über ihre Aussensitzplätze einen direkten Zugang in den Garten. Ein direkter Gartenzugang für alle liesse sich jetzt, im Nachhinein,





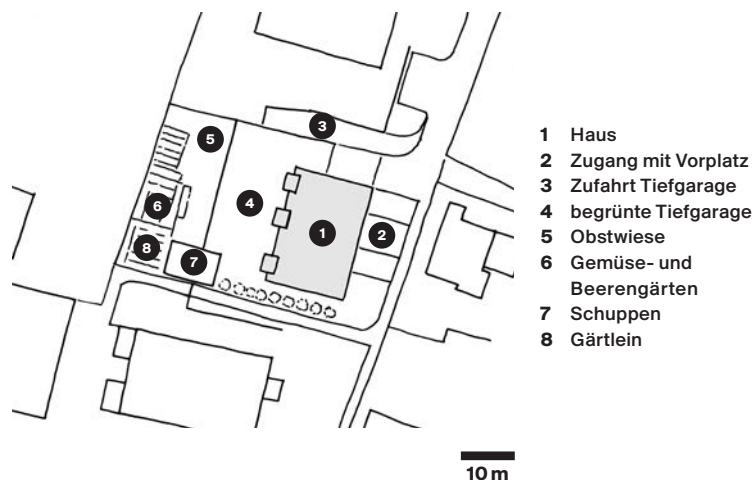
Typische Agglomerationssituation: Übergang von Landwirtschaft zu Siedlungsflächen.



Biologisches Gemüse zur Selbstversorgung.



Mit einer anmutenden Bepflanzung liesse sich die scharfe Kante der Tiefgaragenbegrenzung als Attraktion gestalten.



nur noch über grössere bauliche Massnahmen gestalten. Die harte Trennung zwischen dem Garagendeck und dem Gemüse- und Obstgarten hingegen könnte man mit ein paar wenigen gestalterischen Eingriffen überspielen. Mit entsprechender pflanzlicher Raumbildung liesse sich ein besser nutzbarer, intimerer Aussenraum herstellen. Ein kleines Gartenparadies könnte so entstehen. Der Ausblick in den Garten ist wegen des weiten Blicks über das angrenzende Feld reizvoll, weil die Umgebung fast einer bäuerischen Tradition entspricht – in der viele im Haus verwurzelt sind. Solange der Flughafen am Bauverbot festhält, wird das Feld noch bestehen bleiben, die Nachverdichtung noch nicht greifen.

Zwei Parteien bewirtschaften den Garten. Manche der Mitbewohner unterstützen sie gelegentlich. Die meisten fühlen sich mit über neunzig Jahren zu alt dafür und sind auch körperlich nicht mehr dazu in der Lage. Ein Ehepaar, das zuvor 33 Jahre biologisch gärtnernte, kann nun direkt vor der Wohnungstür pflanzen, säen und

ernten und ist froh darum. Der weite Weg zum Kleingarten war mit der Zeit beschwerlich geworden. Die beiden machen auch jetzt noch Selbstversorgung und kümmern sich bewundernswert um den mit 65 Jahren jüngsten, aber gehbehinderten Nachbarn, den sie erst im Haus kennengelernt haben. Sie haben ein Vogelbad und ein Igelhäuschen aufgestellt, Nisthilfen und ein Bienenhotel aufgehängt. Gern beobachten sie die vielen Vögel: einen Grünspecht, der im Garten wohnt, Elstern und Bussarde, die gern zum Baden und zum Trinken kommen.

Der andere gärtnernde Bewohner pflegt ein paar Johannisbeersträucher und sät jedes Jahr ein grosses Beet einjähriger Blumen. Wenn sie blühen, pflückt er Sträusse, verteilt sie im Haus oder trägt sie auf das Grab seiner Frau. Auch für die anderen Bewohner bindet er bunte Blumensträusse für deren Verstorbene. Von oben aus dem zweiten Stockwerk ist das Blütenmeer für alle Bewohner schön anzusehen. «Wenn ich nicht weiss, was ich machen soll», sagt der über

80-jährige Blumengärtner, «dann gehe ich in den Garten.» Das gibt ihm nicht nur eine sinnvolle, gesundheitsfördernde Beschäftigung, sondern trägt auch zur guten Stimmung im Haus bei.

Wie sich der gärtnerische Schwung bis in die Nachbarschaft ausserhalb der eigenen Wohnanlage übertragen lässt, zeigt eine Kuriosität am äussersten Südwestzipfel des Gartens. Dieser Zipfel wird von einem «Auswärtigen» gepflegt, der seit vielen Jahren an dieser Stelle gärtnernt und seine Gewohnheit nach dem Verkauf des Grundstücks und dem Bau des Hauses nicht aufgeben wollte. Sein Gärtlein nimmt sich wie ein kleines Art-brut-Kunstwerk aus. Petra Hagen Hodgson, Fotos: Martin Linsi und Petra Hagen Hodgson

#### Wohnen am Ewigen Wegli

Ewiges Wegli 27, Kloten ZH

Bauherrschaft: Genossenschaft Zukunftswohnen

zweite Lebenshälfte

Nutzung: 13 Bewohnerinnen und Bewohner





Hinter dem Gartenpavillon beginnt der klar abgetrennte Altersgarten.

## Den Usterapfel pflanzen

Unweit vom Bahnhof Uster an der Brandstrasse und nahe an der Landwirtschaftszone haben drei Wohnbaugenossenschaften – die BZU, WSGU und Gewo Züri Ost – gemeinsam eine Siedlung mit drei Häusern erstellt. Die Gewo hat mit ihrem Haus <50+> hier ihre ersten barrierefreien Alterswohnungen realisiert, die 2009 bezogen wurden. Besonders am Haus sind der Fitnessraum im Erdgeschoss, der bei Bedarf zur Spitexstation umgebaut werden kann, sowie der Gemeinschaftsraum mit Dachterrasse.

Der Wettbewerb war ausgelobt, die architektonische Setzung (Arbeitsgruppe für Siedlungsplanung und Architektur asa) mit drei punktförmig auf der Parzelle verteilten Häusern gegeben, als das Landschaftsarchitekturbüro Ryffel & Ryffel hinzugezogen wurde. Die Gestaltung des Aussenraums zeigt, wie die landschaftsarchitektonische Gestaltung in ein Zwiegespräch mit einer klaren, kubischen Architektursprache tritt und wie damit eine formale Einheit zwischen Haus und Garten geschaffen wird. Sie weist zugleich ein durchaus eigenes Muster auf, in dem unterschiedliche Bedürfnisse Platz finden.

Einerseits kommt die Anlage dem Bewegungsdrang der Kinder mit den über der Tiefgarage geteerten und chaussierten Flächen entgegen. Auf den rhythmisiert zueinander platzierten Pflanztrögen unterschiedlicher Höhe und Grösse können sie balancieren oder – wie auch ihre Eltern – sitzen und plaudern. Andererseits schafft die Zuordnung der Räume eine Entflechtung zwischen Bewegung, Lärm und Ruhe. So haben die Bewohner des Hauses <50+> ihren eigenen, separaten Garten. Er liegt an der Flanke des Hauses und erfüllt damit den Wunsch nach einem möglichst ruhigen Rückzugsort. Zwei nachträglich aufgestellte Pflanzenkübel machen ihn als Privatraum kenntlich. Ein grosser Pavillon steht auf der Schnittstelle der Aussenraumzonen. Er wäre prädestiniert als Begegnungsort zwischen Alt und Jung. Noch wird er wenig genutzt. Das vielgestaltige Pflanzensortiment an Sträuchern, Hecken, Gräsern und Unterpflanzungen bietet allen ein über das Jahr verteiltes Blühereignis. Kurz

vor Planungsende wurden die bereits bekannten Mieterinnen und Mieter in die Planung einbezogen. Der Landschaftsarchitekt besuchte mit ihnen beispielhafte Aussenräume, erkundete in Gesprächen die Wünsche und adaptierte seinen bereits erstellten Entwurf.

Wirklich ihre Sache ist der Altersgarten für die Bewohnerschaft noch nicht geworden. Zwar besuchen ihn jene, die ein Gartenamt haben, gern als Nutzgarten. Über die Kräuterbeet und die Beerenfrüchte entsteht einiges an Gesprächen. Doch mit der, wie sie sagen, «starren» Geometrie konnten sie sich bisher noch nicht anfreunden, für sie ist es kein Ort zum gemütlichen Verweilen, und so nutzen sie lieber die intimere Dachterrasse mit schöner Weitsicht – zumal der Weg über den Hauseingang in den Garten weit ist.

Das Modell des Stöcklis, das hier auf eine Siedlung übertragen worden ist, bietet sich an für ungezwungene Mehrgenerationenbeziehungen. Die Älteren haben – was sie hier explizit wünschen – die Möglichkeit zum Rückzug. Sie haben einen eigenen Garten, können zugleich aber auch am Ganzen teilhaben, wenn sie wollen. Trotzdem bleiben die sozialen Kontakte in der Brandstrasse eher zurückhaltend, obwohl sich einige gern – auch in der Siedlung als Ganzes – noch mehr beheimaten würden.

Der Aussenraum bietet hier jenen, die ihn nutzen wollen, etliches Potenzial. Zur klaren Architektur und Landschaftsarchitektur würde eine kräftigere Hervorhebung einiger Pflanzen passen, um dem Altersgarten und dem Aussenraum noch mehr Profil zu verleihen. Dazu würde es sich anbieten, den Altersgarten mit seinen Beerensträuchern und Kräutern bildlich als Bauerngarten weiterzuentwickeln, die Pergola mit Wein zu umranken. Denkt man zugleich die Reihe Obstspalier mit verschiedenen Apfel- und Zwetschgensorten weiter, die prominent längs der Brandstrasse steht und gleichermassen an die Ländlichkeit des Orts mit seiner langen Obstbautradition wie an den Lebensraum der Jugendzeit der Mehrzahl der Bewohner aus dem Haus <50+> erinnert, ist es nicht weit bis zum Usterapfel. Der Usterapfel gehört genauso zur Identität der Stadt wie der geschichtsträchtige Ustertag und Usterbrand. Einst war er in der Nordschweiz und insbesondere im Kanton Zürich stark verbreitet. Beinahe wäre er ausgestorben. Das mag daran

liegen, dass der aus den Niederlanden stammende Apfel, der erstmals 1760 auf der Burg Uster angepflanzt wurde, nicht lagerfähig, eher klein, hellgelb, ziemlich weich und sehr süss ist, er aufgrund seiner Eigenschaften also kommerziell nur schwer erfolgreich zu vermarkten ist. Für ein mögliches Mehrgenerationenprojekt spielt das keine Rolle.

Liessen sich nicht ein paar dieser spät blühenden Hochstammbäume an mehreren Standorten in der Siedlung anpflanzen – da, wo der Boden nicht durch die Tiefgarage versiegelt ist? Könnte nicht die tiefer liegende, ungenutzte Wiese in eine Streuobstwiese umgewandelt werden? Die Bäume wären schön anzusehen, würden Schatten spenden, einen Ort schaffen, der Architektur eine kräftige Antwort in der Bepflanzung geben, köstliches Obst liefern.

Rund um den Apfel liessen sich zahlreiche Gartenaktionen erdenken: pflücken, verwerten, verschenken und verkaufen als Apfelschnitze, Apfelmus, getrocknete Apfelringe oder Apfelgelee. Die Brandstrasse könnte für ihren Apfelmarkt bekannt werden. Der Pavillon käme dabei insbesondere bei Regenwetter bestens zum Einsatz. Die Älteren in der Siedlung, die gern im Garten und mit Früchten arbeiten, übernähmen eine Baumpatenschaft. Würde ihnen das Obstpflücken zu beschwerlich, könnten der Bauer aus der Nachbarschaft oder Jugendliche voller Tatendrang auf die Leiter steigen. Die Kinder sähen die Bäume wachsen, das Obst reifen, die Älteren würden gemeinsam das Gelee einkochen und es am Brandstrassen-Apfelmarkt verkaufen. Den jährlichen Baumschnitt müsste eine Fachkraft erledigen. Schafe könnten die Wiese unter den Hochstammbäumen beweiden – zur Freude von Jung und Alt. Durch diese Aktionen würden die Älteren in der Siedlung und der Umgebung Beziehungen knüpfen. Damit würden die auf der Grenze zum Altersgarten aufgestellten Pflanzenkübel mit der Zeit unnötig, weil die Anonymität einem respektvollen Miteinander gewichen wäre. Petra Hagen Hodgson und Peter Eberhard, Fotos: Martin Linsi

**Hausgemeinschaft 50+**  
Brandstrasse 15, Uster ZH  
Bauherrschaft: Wohnbaugenossenschaft  
Gewo Züri Ost  
Nutzung: 26 Bewohnerinnen und Bewohner

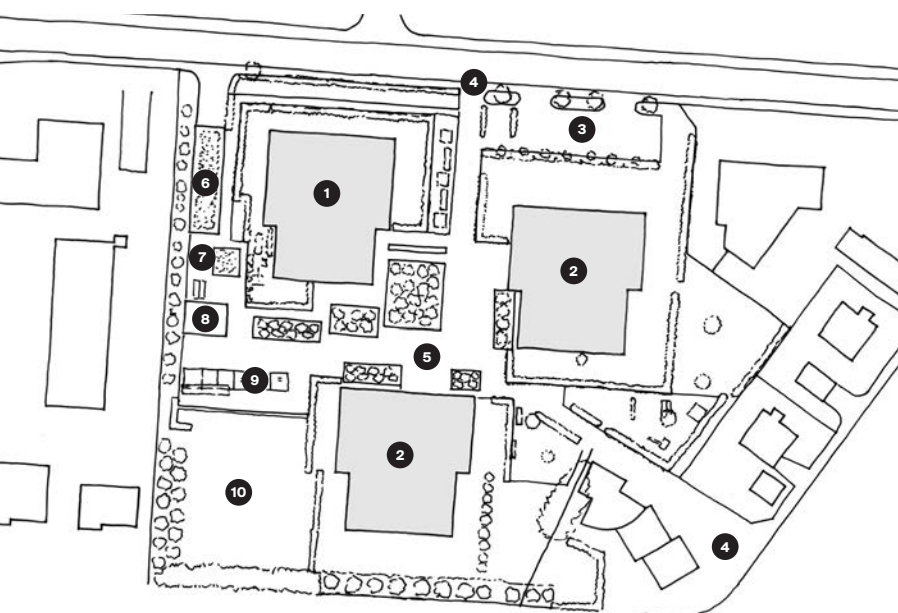




Das Kräuterbeet im Zentrum des Altersgartens liesse sich als Hochbeet bequemer bewirtschaften.

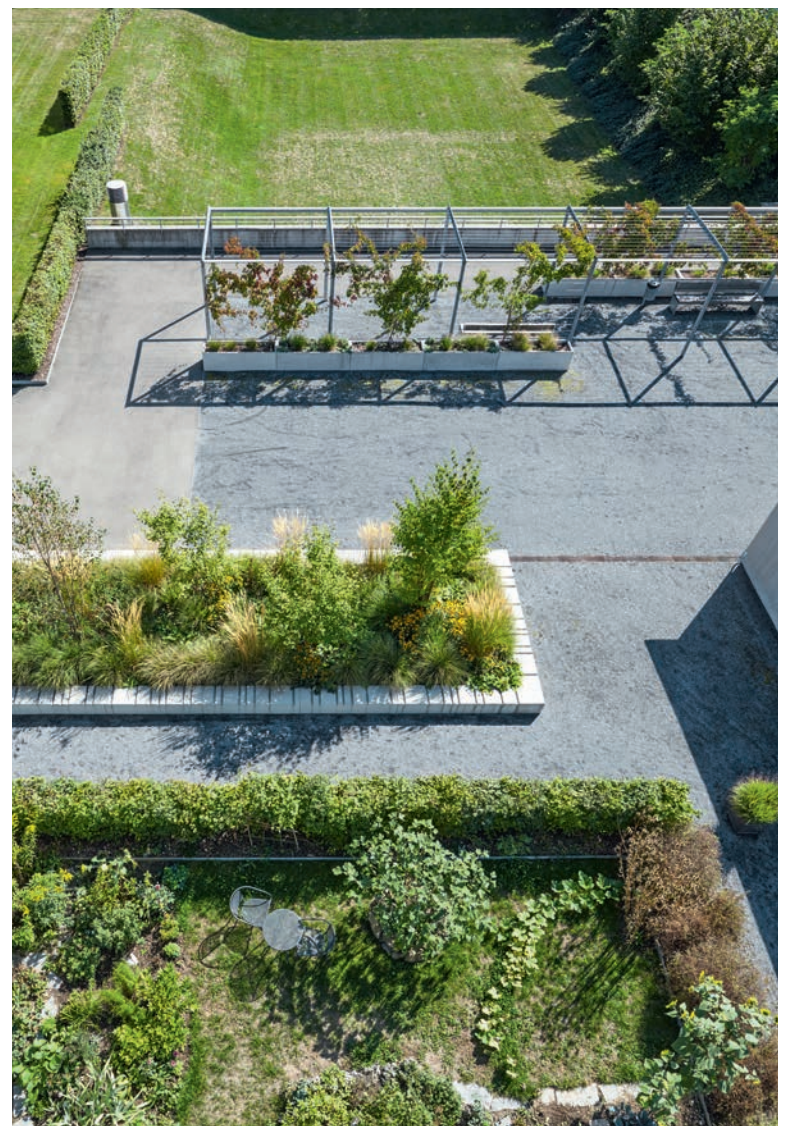


Spalierobst an der Strassenseite.



- |                   |                      |
|-------------------|----------------------|
| 1 Alterswohnungen | 6 Zufahrt Tiefgarage |
| 2 Wohnhäuser      | 7 Altersgarten       |
| 3 Parkplatz       | 8 Pavillon           |
| 4 Zugang          | 9 Pergola            |
| 5 Hauptplatz      | 10 Wiese             |

10 m

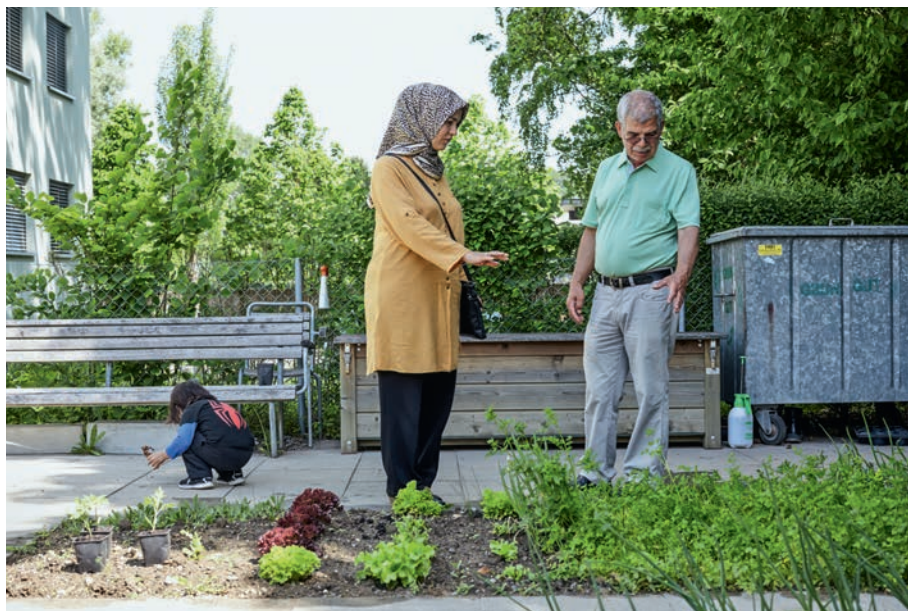


Privater und gemeinsamer Gartenraum mit Pflanztrögen. Die Wiese im Hintergrund böte Platz für den Usterapfel.

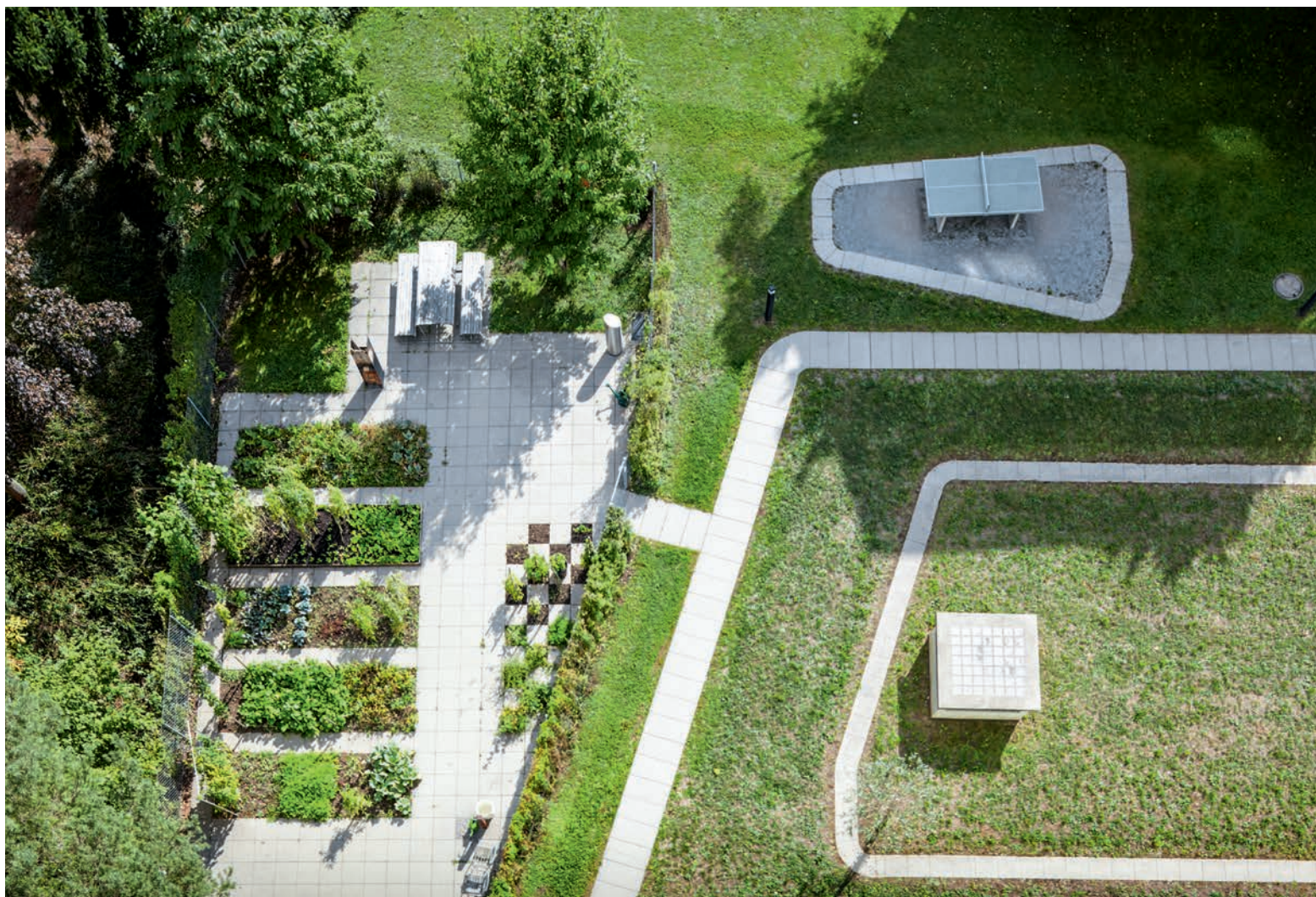




Grosszügige Wege durch das weite Gelände sind Kindervelotauglich und ermöglichen Rundgänge auch mit dem Rollator.



Austausch über Pflanzen und das Gärtnern in der Siedlung Glanzenberg in Dietikon.



Der neue Pflanzplatz ist zum wichtigen Treffpunkt für Erwachsene und Kinder geworden, der Pingpong-tisch und die weiten Wiesenflächen laden Jugendliche ein.



# Treffpunkt der Kulturen

In der Siedlung Glanzenberg der Siedlungsgenossenschaft Eigengrund in Dietikon ZH stammen rund 35 Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner aus einer ganzen Reihe von Ländern. Die kulturelle Vielfalt lässt sich in der Aneignung der Aussenräume der Siedlung erkennen. Eine Barriere ist weniger Herkunft, Alter oder Religionszugehörigkeit, sondern die Sprache. Am Grillplatz zeigen sich unterschiedliche Traditionen in Bezug auf den Fleischverzehr.

Die Genossenschaft hat sich auf einen partizipativen Prozess eingelassen, bei dem alle ihre Bedürfnisse und Wünsche für die Neugestaltung des Aussenraums einbringen können. Sie liess sich bei der Renovierung ihrer Siedlung Glanzenberg (Galli Rudolf Architekten) überzeugen, dass mit dem Einbezug der Hausbewohner und Gartennutzerinnen der Genossenschaftsgedanke neu belebt und mehr Aufenthaltsqualität geschaffen werden könnte. Die von der ZHAW durchgeführten Befragungen im Rahmen des Projekts «Gartenzimmer» (2009) dienten dem Landschaftsarchitekten Hansjörg Gadiant als Grundlage für seinen Entwurf. Die Befragungen brachten auch Themen zur Sprache wie Gründe für Ressentiments oder geheime Wünsche an die Ästhetik und Benutzbarkeit des Aussenraums. Anschliessend nahmen die Bewohnerinnen und Bewohner an einem Workshop teil, an dem der Entwurf vorgestellt und diskutiert wurde. Es kamen nur wenige, wahrscheinlich, weil der Workshop nicht direkt vor Ort stattfand.

Die ebenfalls von der ZHAW durchgeführte Evaluation drei Jahre nach der Erstellung ergab, wie wichtig die Art der Kommunikation und die Vermittlung für die Beziehung zwischen Vorstand, Leitung, Siedlungskommissionen (Siko) und Bewohnern sind. Unter anderem zeigte die Evaluation, wie sehr die Bewohner es schätzten, befragt und so zumindest teilweise in den Entwurf einbezogen worden zu sein. Mit ihrem Aussenraum identifizieren sie sich seither um etliches mehr.

Die Genossenschaft hat deshalb eine Stelle zur sozio-kulturellen Animation geschaffen, die die Sikos und die Anliegen der Bewohner betreuen soll. Die Befragten schlugen einen Pflanzplatz an der Glanzenbergstrasse 12 vor; er hat sich zu einem neuen Treffpunkt entwickelt – auch für viele, die selbst nicht gärtnern.

Wie am Grillplatz an der Glanzenbergstrasse 26/28 mischen sich hier nicht nur die Generationen, sondern auch die unterschiedlichen Kulturen. «Seit ich pensioniert bin, komme ich jeden Tag in den Garten und schaue bei meinem Pflanzbeet vorbei. Und wenn meine Enkelkinder grösser sind, nehme ich sie mit. Darauf freue ich mich», berichtet ein Italiener. Neben ihm belegt eine türkische Familie mit Kindern ein Beet. Die gemeinsame Sache, die urmenschliche Tätigkeit, über die man sich auch mit wenigen Worten austauschen kann, lässt sie näher zueinander kommen. Darauf beruhte schon der Erfolg der interkulturellen Gärten in Deutschland, die für die Integration bosnischer Flüchtlinge in den 1990er-Jahren entstanden. Und wenn unten ein Glas Wein getrunken oder gegrillt wird, setzt sich auch die ältere Dame aus dem obersten Stock dazu, die früher selten im Garten anzutreffen war.

Etwas Zeit brauchte es, bis die Beete angenommen wurden. Da aufgrund des öffentlichen Durchgangs zur S-Bahn Sorgen um gestohlene Rüebli, zertrampelte Erdbeeren und mit Hundekot verschmutzte Kohlköpfe aufkamen, erhielt der Pflanzplatz einen Zaun. Zwar passt der Schlüssel jeder Haustür in das Schloss des Gartentors, dennoch fühlen sich einige im Haus vom Gartenleben ausgeschlossen. «Wir wussten nicht, wie man zu so einem Beet kommt und wer da unten gärtnern darf», sagt eine Bewohnerin, «aber wir haben auch nicht gefragt.» Heute wartet sie ungeduldig, bis eines der Beete frei wird. Petra Hagen Hodgson, Fotos: Martin Linsi

**Siedlung Glanzenberg**  
Glanzenbergstrasse 12, 26/28, Dietikon ZH  
Bauherrschaft: Siedlungsgenossenschaft Eigengrund (SGE)  
Nutzung: 281 Bewohnerinnen und Bewohner



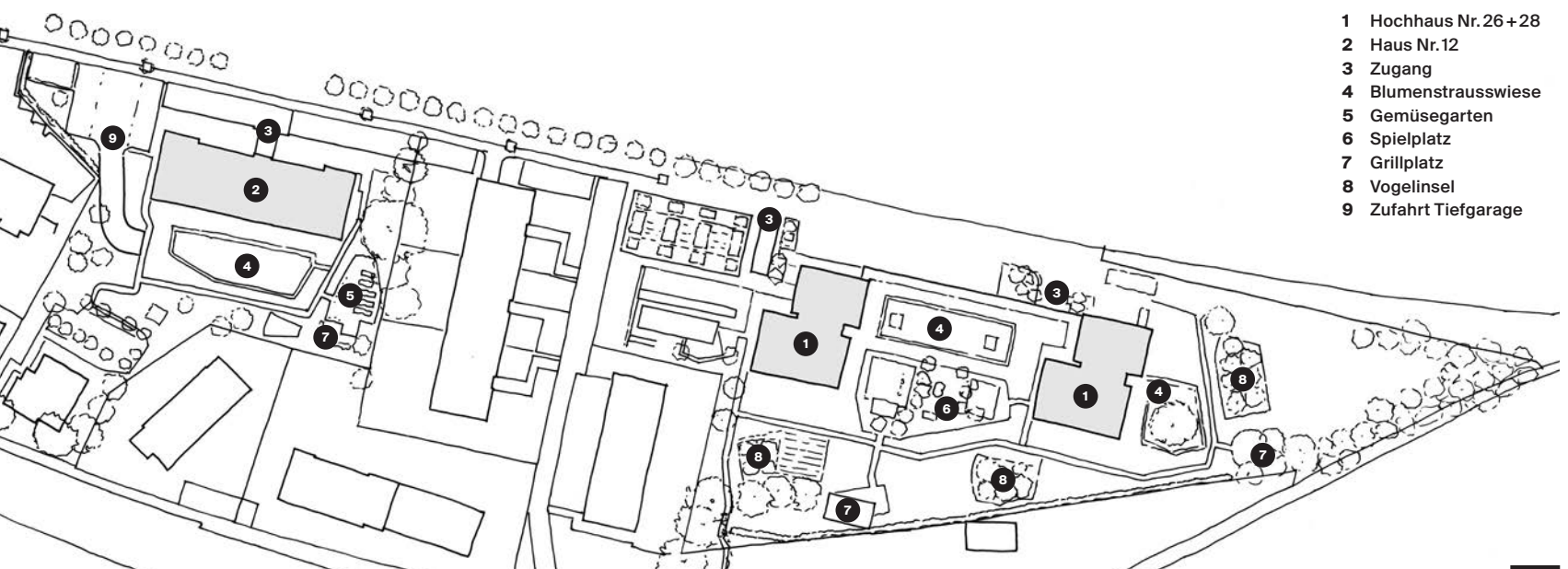
Weiträumigkeit durch landschaftsarchitektonische Mittel beim mit Hecken eingefassten Grillplatz.



Natur und Architektur treffen übergangslos aufeinander.



Die Bepflanzung der Eingangszone ist einladend gestaltet.



- 1 Hochhaus Nr. 26+28
- 2 Haus Nr. 12
- 3 Zugang
- 4 Blumenstrasswiese
- 5 Gemüsegarten
- 6 Spielplatz
- 7 Grillplatz
- 8 Vogelinsel
- 9 Zufahrt Tiefgarage

10m





Lebensdienliche Italianità in Schwamendingen.



Nüchterne Hauseingänge auf der Strassenseite.

## Italienische Initiative

Die Überbauung Hirzenbach in Zürich gehört der Bau- und Holzarbeiter-Genossenschaft (Bahoge). Sie ist kein Alterswohnprojekt. Die Arbeitersiedlung beherbergt mehrere Generationen. Die sechs Wohnhäuser mit insgesamt 225 Wohnungen, die von den Architekten Beeler, Hänni und Fischer 1956 geplant und anfangs der Sechzigerjahre gebaut wurden, stehen leicht versetzt beidseitig der Hirzenbachstrasse. Sie sind heute etwas in die Jahre gekommen. Nur die 2- und die 3-Zimmer-Wohnungen des Punkthochhauses sind inzwischen zu Alterswohnungen mit Lift, breiten Türen und altersgerechten Nasszellen umgebaut worden.

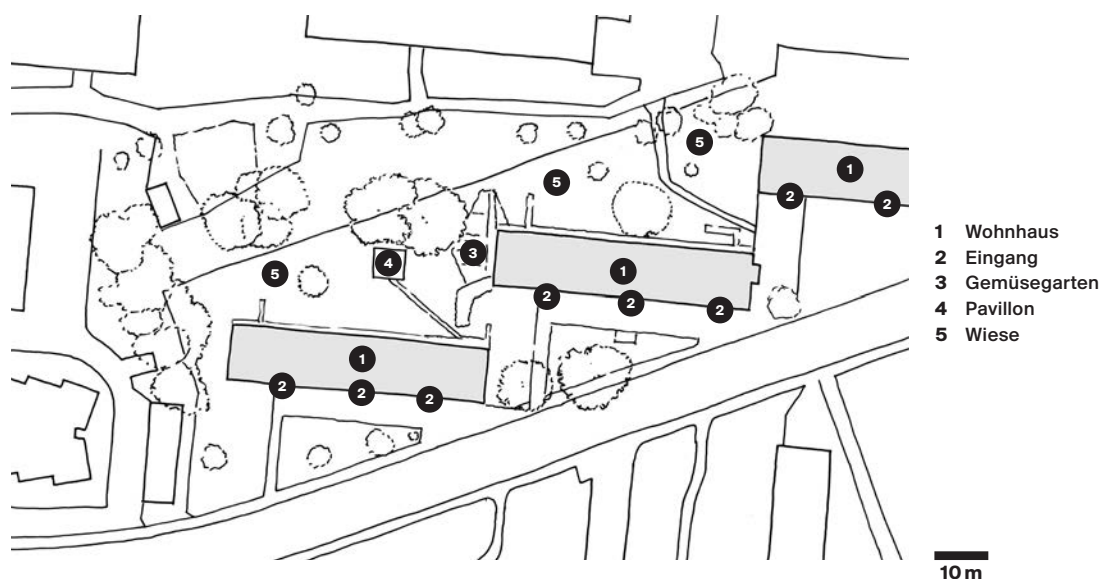
Wie damals üblich erscheint der Grünraum als offene, fliessende Parklandschaft. Anders als an vergleichbaren Orten haben sich einige der Bewohnerinnen und Bewohner diesen mit ein paar dunklen Bäumen und etwas Gebüsch durchsetzten Grünraum schon vor über dreissig Jahren zu eigen gemacht. Im Windschatten des einen Baukörpers sind Gemüsebeete angelegt. Mitten im Grün steht unter schattenspendenden Bäumen eine sauber aufgeräumte, geräumige Pergola.

Angefangen hat das gemeinsame Gartenleben, als ein Italiener begann, abends draussen auf einem kleinen Hausgrill Fleisch zu brutzeln, um es anschliessend mit der Familie oben in der Wohnung zu verzehren. Andere Italiener aus dem Haus stiessen dazu. Über die Feuerstelle kamen sie ins Gespräch und beschlossen, unten im Grün in Zukunft gemeinsam zu essen. Dazu bauten sie gemeinsam die Pergola und begannen, den unwirtlichen Grünraum zu besiedeln und zu einem Ort mit ureigenem Charme zu machen. Sie fällten zwei Bäume, um mehr Licht zu haben, schnitten Strauchwerk zurück, pflanzten einen Kirschbaum. Anfangs bestand die Pergola aus einem einfachen Holzrahmen, um den sich wilder Wein rankte. Die Pflanze hatte einer der Bewohner von Freunden aus Genf mitgebracht. Später kam das Dach gegen den Regen dazu. Das meiste Baumaterial erhielten sie von nahe gelegenen Baustellen als Restposten geschenkt – auch die Backsteine und den Zement für den Steinofen. Heute ist die mit handwerklichem Stolz errichtete Pergola zu einem wohnlichen Gartenzimmer geworden: mit Strom und sogar Wasseranschluss nicht weit entfernt an der Hauswand. Für die Ausgaben liessen die Gartennutzer ein Sparschweinchen herumgehen. Bis heute organisieren sie sich selbst, ohne Struktur oder Reglement, spontan per Telefon. Bei schönem Wetter sind die in-

zwischen Pensionierten mitunter schon im April in der Pergola anzutreffen. Die Beete werden vor allem von einem Italiener gepflegt, ein anderer kümmert sich um den Kompost. Noch nie ist eine Gurke oder Tomate verschwunden.

Die soziale Kontrolle funktioniert. Nur selten gab es Ärger wegen einer Gruppe Drogenabhängiger von aussen, die ihre Abfälle liegen liess. Von den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern wird die muntere Italienergruppe seit Jahren wohlwollend beobachtet, selten wird es ihnen einmal zu laut. Manche, die etwas Italienisch können, gesellen sich gelegentlich dazu. Tatsächlich war dies die einzige Auflage, die die Genossenschaft zu Beginn des Projekts machte im Vertrauen auf die Menschen und auf das, was sie aus ihrem Kulturkreis mitbrachten: Die Pergola müsse allen Genossenschaftern offenstehen, und die Nutzenden hätten dafür zu sorgen, dass sie ordentlich und sauber bleibe. Das funktioniert bis heute. Petra Hagen Hodgson, Fotos: Martin Linsi und Petra Hagen Hodgson

**Siedlung Hirzenbach**  
Hirzenbachstrasse 47-77,  
Zürich-Schwamendingen  
Bauherrschaft: Bahoge Wohnbaugenossenschaft







Der viel frequentierte, selbst gebaute Gartenpavillon, würdig gerahmt.



Zum spontan organisierten Essen bringt jeder mit, was er gerade hat.



Bewohnerinnen und Bewohner haben sich vor über dreissig Jahren den Grünraum angeeignet.



# Biodiversität ist Lebensqualität

**Für jeden Garten gibt es eine eigene Art,  
wie er zu einem Garten der Artenvielfalt werden kann.**

Wer heute sechzig Jahre alt ist, hat den Begriff Biodiversität während der ersten Lebenshälfte wahrscheinlich nicht gekannt – im deutschsprachigen Raum begann sich die unterdessen gängige Bezeichnung für biologische Vielfalt erst mit der auf dem Erdgipfel in Rio 1992 verabschiedeten Biodiversitäts-Konvention durchzusetzen.

Heute jedoch hat die Beschäftigung mit der Biodiversität eine zentrale Bedeutung. Das renommierte Stockholm Resilience Centre zeigt auf, dass der Rückgang der Artenvielfalt ein Ausmass angenommen hat, das die globalen Ökosysteme noch weit dramatischer zu destabilisieren droht als der Klimawandel.

Bei Erhaltung und Förderung der Biodiversität geht es nicht bloss um partikuläre Interessen von Schmetterlingssammlern oder Orchideenliebhaberinnen, sondern um die Funktionstüchtigkeit lokaler und globaler Ökosysteme – der Grundlage unseres Lebens. Auch wenn sich weltweit gesehen ein grosser Teil der Biodiversität auf tropische und marine Systeme konzentriert, haben zahlreiche Studien in den vergangenen Jahrzehnten gezeigt, dass die Artenvielfalt urbaner Räume in Mitteleuropa nicht zu unterschätzen ist. Häufig lässt sich im Siedlungsraum eine höhere Diversität feststellen als im Umland, insbesondere auf dessen weiten ausgeräumten Flächen der modernen, rationalisierten Landwirtschaft. Auf dem Gebiet der Stadt Zürich etwa leben rund vierzig Prozent der landesweit bekannten Pflanzen- und Tierarten, darunter zahlreiche seltene und gefährdete Arten.

## **Klimaanlage und Lebensraum**

Nachhaltige Bau- und Wohnprojekte sollten der Biodiversität daher einen ähnlichen Stellenwert einräumen wie etwa dem Energiekonzept. Das beginnt bei der Planung: Während Bauland meist nicht als Teil der Biosphäre wahrgenommen, sondern als Tabula rasa betrachtet und während des Bauprozesses genauso behandelt wird, bezieht eine ökologisch verträgliche Umgestaltung bestehende Naturwerte in die Entwicklung des Projekts ein. Dies ist besonders dann wichtig, wenn An- und Neubauten im Zuge baulicher Verdichtung in weitläufigen Haus- und Villengärten entstehen wie im Fall des Kreuzlinger Projekts (Bodan 44 +) siehe Seite 18. Hier ist das 2011 fertiggestellte Wohngebäude so platziert worden, dass möglichst wenig

Grundfläche überbaut und eine mächtige, alte Blutbuche nicht tangiert wurde. Grosskronige, alte Bäume sind kaum je zu ersetzen. Sie mildern als Schattenspender und Luftbefeuchter das trocken-warme Stadtklima und erbringen im Vergleich zu Jungbäumen das Hundertfache an Ökosystemleistungen. Mit einer Blattfläche von über tausend Quadratmetern bietet eine hundertjährige Buche Nahrung für unzählige Insekten. Fast alle Vögel sind auf voluminöse Baumkronen angewiesen, sei es als Nistplatz und Jagdgebiet oder einfach als Landeplatz für eine Pause auf ihrer Route durch den urbanen Luftraum.

Doch gerade alte Bäume zählen zu den grossen Verlierern im Prozess der baulichen Verdichtung. Nur wenige von ihnen – wie im Berner Projekt Stürlerhaus die Kastanien-Hochstammbäume siehe Seite 28 oder im Kreuzlinger Projekt die Blutbuche – stehen unter Schutz. Längerfristig unersetzlich sind sie insbesondere auch dann, wenn die dünne Humusschicht im durch eine neu gebaute Tiefgarage unterkellerten Garten die Bildung voluminöser Baumwurzeln für alle Zeiten unterbindet.

Auch gut eingewachsene Hecken, Wiesen- und selbst Rasenpartien, die ein hohes Alter aufweisen, zeichnen sich meist durch eine hohe Artenvielfalt aus, die sich in frisch angelegten Grünstrukturen oft erst im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte einstellen wird. Generell weisen Garten und Wohnumfeld dann eine hohe Biodiversität auf, wenn sie vielfältig strukturiert sind: mit Bäumen, Hecken, Sträuchern, Stauden, Blumenwiesen, Beeten mit Nutz- und Zierpflanzen, unversiegelten Kiesflächen, wo Wasser versickern und Spontanvegetation gedeihen kann, Fassaden- und Dachbegrünung, mit Nisthilfen für Vögel und Wildbienen, Kompost, Ast- und Laubhaufen etc.

Standardrezepte für die Anlage eines Gartens mit hoher Biodiversität gibt es nicht. Jeder Garten ist hinsichtlich Lage, Grösse, Vorgeschichte und Nutzungsansprüchen ein Unikat und hat ein eigenes Gesicht. Es ist jedoch möglich, anhand einer Checkliste, die im Zusammenhang mit dem Projekt «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» entwickelt worden ist, einen ersten Eindruck des ökologischen Zustands eines Grünraums zu gewinnen siehe Seite 12. Dabei werden nicht nur Fragen nach der Vielfalt an Strukturen und Arten im Garten und nach dem Alter der vorhandenen Elemente berücksichtigt, sondern auch der



Versiegelungsgrad der Freiflächen sowie die Vernetzung der Lebensräume mit der angrenzenden Umgebung. Weitere Kriterien betreffen störungsarme, kaum benutzte und nicht durch Kunstlicht beeinträchtigte Bereiche sowie die Herkunft der Gehölze und Stauden – standortgemässe, einheimische Pflanzen bieten der Fauna grundsätzlich wesentlich bessere Entwicklungsmöglichkeiten als Exoten. Und schliesslich spielt eine möglichst naturnahe Bewirtschaftung eine für die Biodiversität entscheidende Rolle.

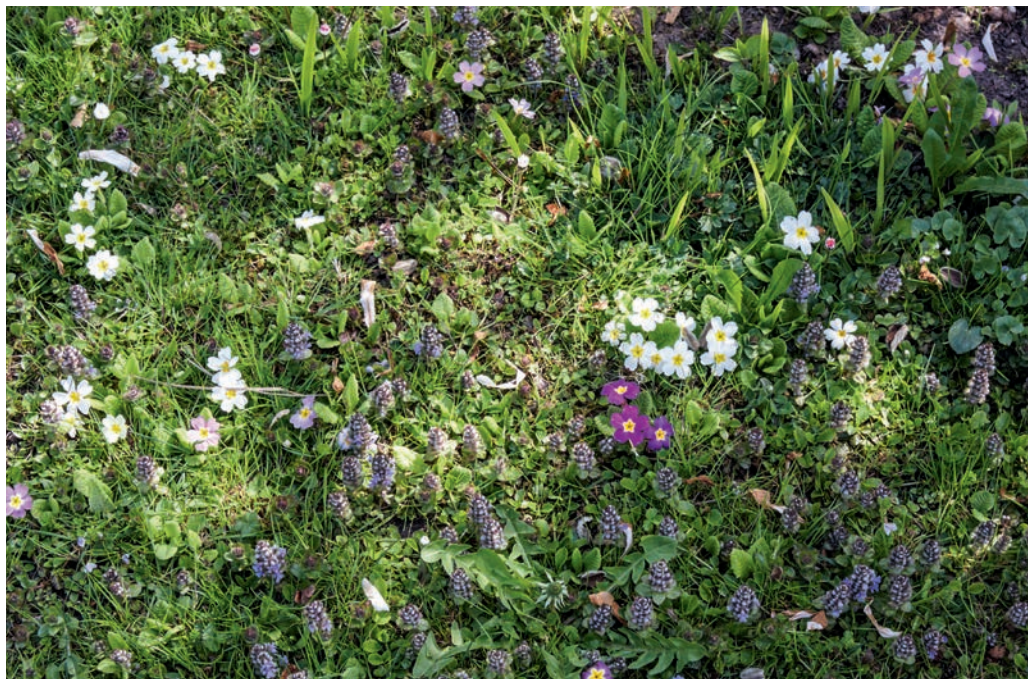
### Geordnete Wildnis

Glücklicherweise erfreuen sich gut strukturierte, vielfältig gestaltete Gärten meist einer hohen Akzeptanz. Die Interviews, die im Rahmen des Projekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» geführt wurden, bestätigen dies einmal mehr. Die Befragten lieben es, bunte Blumenwiesen zu betrachten, die unterschiedlichen Gerüche von Blüten und Büschen wahrzunehmen, in Beerensträuchern und Apfelbäumen Vögel zu beobachten, den Buntspecht trommeln zu hören und dem Vogelgesang zu lauschen, Blindschleichen und Igel zu begegnen.

Natürlich zeigen sich nicht alle Interviewpartner im gleichen Mass am Naturerlebnis interessiert, ebenso gehen die Vorstellungen, wie ein Garten auszusehen hat, auseinander: Die einen freuen sich am Löwenzahn im Rasen, den andern ist er als «Unkraut» ein Dorn im Auge. Befragt nach den eigenen Präferenzen: «Muss Ihr Garten Ordnung haben? Oder hätten Sie es lieber wild?», antworteten fast alle im Sinne der Antwort einer Bewohnerin aus der Genossenschaft Pestalozzi in Muttenz siehe Seite 28, die sich eine «geordnete Wildnis» wünscht. Diese Antwort ist im Einklang mit den Ergebnissen anderer Schweizer Studien, die aufgezeigt haben, wo der Schwerpunkt der Ansprüche an das Wohnumfeld liegt: Lebendige, gepflegte Gärten werden weit mehr geschätzt als monotone, glatte Rasenflächen und langweilige, gleichförmige Hecken.

Wenn die eigene Mobilität – gerade im Alter – durch Krankheit eingeschränkt wird, gewinnt der Ausblick in den Garten oft eine ungeahnte Bedeutung: «Die allernächste Umgebung ist eigentlich das Allerwichtigste überhaupt», stellt einer der Bewohner der Kreuzlinger Siedlung «Bodan 44 +» fest, dessen Umwelt sich krankheitsbedingt für längere Zeit auf Wohnung und Garten reduziert hatte, und er erklärt: «Man sieht die kleinsten Sachen, jedes Fleckchen Schnee, jeden Wurm, jeden Vogel, alles sieht man. Und wenn ich mich nur noch in der nächsten Umgebung bewegen kann, dann muss diese möglichst vielfältig sein.» Ähnlich äusserte sich eine Neunzigjährige aus der Siedlungsgenossenschaft Eigengrund in Dietikon siehe Seite 36, die sich von ihrem Balkon aus «ungemein» an der Blumenwiese vor dem Haus freut, Werden, Sein und Vergehen von Pflanzen beobachtet und sich dabei an gemeinsame Streifzüge durch Wiesen und Wälder mit ihrem verstorbenen Mann erinnert. Einmal mehr zeigt sich, wie wichtig das Nahe, das Feine, das räumlich und pflanzlich Vielgestaltige direkt vor der Haustüre ist.

Die Förderung der Biodiversität im Wohnumfeld entspricht also nicht einer Pflichtübung zur ökologischen Korrektheit, sondern schafft Lebensqualität. Dies trifft nicht nur für Menschen zu, die in der zweiten Lebenshälfte an Bewegungsspielraum verlieren, sondern auch für Betagte, die im Garten ein Betätigungsfeld finden, das sie körperlich fordert und fortlaufend um Erfahrungen bereichert. Der Sinn fürs Ganze wird geschärft, Zusammenhänge werden entdeckt: Wenn um die Siedlung «Ewiges Wegli» in Kloten siehe Seite 32 die Ameisen «einem das Leben schwer machen», wird dies erträglicher, sobald das im Garten tätige Paar erkennt, dass sich der gern betrachtete Grünspecht von Ameisen ernährt. Und Frau Stüssi bemerkt, dass in ihrem Wädenswiler Garten siehe Seite 14 trotz jahrzehntelanger Erfahrung nach wie vor nicht alles so funktioniert, wie sie es sich vorstellt. **Stefan Ineichen** ●



Auch ein Rasen kann sehr artenreich sein. Foto: Martin Linsi



# Samen, Stauden und Gehölze

**Unterschiedliche Blütenfarben, Wuchs- und Blattformen bieten ein nahezu unbegrenztes gestalterisches Potenzial.**

Wer in einer Pflanzung mehr sieht als grüne Dekoration, wer sich auf das Spiel der unzähligen Varianten und Unbekannten einlässt, der wird oft verblüfft feststellen, dass aus jeder Antwort, die er findet, zwei neue Fragen erwachsen. Veränderungen vorherzusehen, die Entwicklung im Verlauf einer Vegetationsperiode, aber auch über lange Zeiträume zu antizipieren, erfordert Erfahrung. Erfahrung ist das Privileg des Alters, der lange Zeithorizont das Privileg der Jugend. Glücklicherweise kann man sich schätzen, wer bereits viel Wissen und Erfahrung sammeln konnte und damit noch so neugierig und unvoreingenommen experimentieren kann wie ein Einsteiger. Richtig Freude macht Pflanzenverwendung dann, wenn es gelingt, Einzelpflanzen zueinander und zu ihrer Umgebung in harmonische Beziehung zu setzen. Wie sieht der Weg dahin aus?

Beim systematischen Herangehen sollte zuerst die Raumbildung bedacht werden. Soll die Pflanzung einer dauerhaften Ordnung unterliegen? Dann werden grosse Gehölze geplant, die durch ihr langjähriges Wachstum eine feste, relativ berechenbare Konstante einbringen. Diese Bäume sind in ihrem Grundaufbau das ganze Jahr präsent und prägen als Gerüst eine Pflanzung. Sie haben einen hohen Erlebniswert mit ihren Dimensionen, Formen, Farben, Strukturen, Oberflächen und zeitlichen Veränderungen. Die Gestalterin setzt sie in wirkungsvollen Zuordnungen ein, um gewünschte Eindrücke zu erzeugen.

Von den raumbildenden Gehölzen ausgehend wird die Pflanzung weiterentwickelt. Gibt es bestimmte Zeitpunkte im Jahr, zu denen die Grünfläche in Hochform sein soll? Handelt es sich um eine Eingangssituation, die das ganze Jahr über wahrgenommen wird? Sollen Akzente gesetzt, Blickachsen gefördert oder blockiert werden? Je mehr Pflanzen der Planer von ihrem gestaltlichen Charakter her kennt, umso leichter wird es ihm gelingen, die ideale Besetzung zu finden. Er wird aus gutem Grund die Bedürfnisse an Licht, Bodenfeuchtigkeit und -beschaffenheit im Auge behalten, hat man doch an Pflanzen, die im optimalen Umfeld wachsen, am längsten und problemlosesten Freude. Dann geht die reine Pflichterfüllung in das lustvolle Gestalten über, werden Farben zueinander gefunden, Grüntönungen in der Belaubung abgeglichen, Kontraste und Harmonien in der Textur gesucht, Emotionen gelebt. Die Pflanzung bekommt ein Gesicht. Es dürfen gerne auch viele Gesichter sein, die sich je nach Jahreszeit zeigen.

Je höher der Anteil an krautigen Pflanzen ist, desto dynamischere Veränderungen im Jahresverlauf sorgen für immer neue Aspekte. Denken wir nur ans Farbspektakel der Zwiebelpflanzen, die Akzente setzen, bevor die Bäume ihr neues Laub hervorbringen. Eine fast unbegrenzte Vielzahl an krautigen, mehrjährigen Pflanzen begeistern mit ihrer wandelbaren Gestalt. Die Stauden bauen sich Jahr für Jahr aus ihrem Wurzelstock innerhalb einer Vegetati-

onsperiode auf, um in wenigen Monaten zur vollen Grösse heranzureifen, die bis zu drei Meter betragen kann. Nicht nur die Vielfalt ihrer Blütenfarben, sondern auch die verschiedenen Wuchs- und Blattformen sind das ästhetische Reservoir, aus dem die Pflanzplanerin schöpfen kann.

Bei aller Euphorie für diese farbenfrohen krautigen Verwandlungskünstler soll aber eine Gruppe von Pflanzen nicht vergessen gehen, die ebenfalls vielgestaltig ist und gute Dienste in Pflanzungen leistet, oft aber ein Nischendasein fristet: die Sträucher. Nicht so imposant wie Bäume, nicht so dynamisch wie Stauden sind sie doch unverzichtbar für viele Einsatzbereiche. Bei eingeschränktem Raumangebot stellen sie sehenswerte Solitäre, können als geschnittene Hecken Perspektiven erlebbar machen oder Raumgrenzen definieren. Rutschende Hänge befestigen sie mit ihren Wurzeln, Vögel finden Nahrung und Schutz in ihren Zweigen. Auch die Blütenwirkung mancher Sträucher wird allgemein geschätzt. Ihre unterschiedlichen Wuchsformen ins flächige Grün einzubetten erfordert vom Planer viel Fingerspitzengefühl.

## **Unterhaltsplan erhält und verstärkt die Wirkung**

Oft kommt man auch nicht umhin, den sich verändernden Sträuchern (Grössenzuwachs, Schattenwurf, Wurzeldruck) mit Unterhaltsmassnahmen im Lauf der Jahre ihre gute Einbindung zu erhalten. Auch der Unterhalt stellt somit ganz selbstverständlich eine Form des Gestaltens mit Pflanzen dar. Gelungene Pflanzungen werden nicht (nur) am Entwurfertisch, sondern auch auf den Knien mit dem Schaufelchen in der Hand hervorgebracht. Wer sich dessen bewusst ist, wird automatisch den Faktor Zeit in seine gestalterischen Gedanken einfließen lassen und schon im Vorfeld Überlegungen zu Art und Umfang der zu erwartenden Pflege seiner Pflanzung anstellen.

Angesichts dieser vielfältigen Faktoren in der Pflanzenverwendung tut es auch ganz gut, sich einen Teilbereich auszusuchen, um ihn als Spezialgebiet zu kultivieren. Wer sich aufgrund seiner persönlichen Vorliebe etwa auf das Thema Rosen stürzt, hat noch immer ein vielfältiges Betätigungsfeld und dabei das Privileg, sich um vieles andere einfach nicht mehr zu kümmern. Auf diese Art erreichen interessierte Amateure auf ihrem Gebiet ein Level, das auch Profis erstaunt. Viele Gärtner belohnen sich für ihre Mühen, indem sie Nutzpflanzen kultivieren, die ihnen als Nahrungsquelle dienen. Ihr Einbinden in Pflanzungen, die nach ästhetischen Gesichtspunkten angelegt sind, ist eine weitere Herausforderung. Wer wenig Raum in der Horizontalen zur Verfügung hat, mausert sich zum Spezialisten für Kletterpflanzen. Nie wird die Pflanzenliebhaberin Langeweile haben, dazu bietet die Pflanzenverwendung zu viele, schöne Aspekte. Endlos sind die Möglichkeiten des Experimentierfreudigen. Doris Tausendpfund ●





Erika stutzt den Thymian.  
Foto: Peter Eberhard

## Den Garten pflegen

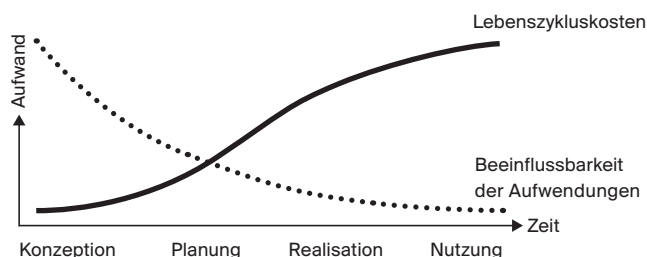
**Wenn eine Gruppe einen Garten anlegt, sollte sie von Anfang an daran denken, was es bedeutet und kostet, ihn zu pflegen.**

Wie seine Nutzerinnen und Nutzer durchlaufen auch Gärten und Grünräume unterschiedliche Lebensphasen: Konzeptions-, Planungs-, Realisations- und Nutzungsphase. Werden Grünräume ganzheitlich betrachtet, spielt insbesondere die lange Nutzungsphase eine grosse Rolle – nicht zuletzt auch aus einer ökonomischen Perspektive: Rund achtzig Prozent des Aufwands und der Kosten, die ein Grünraum über all seine Lebensphasen verursacht, fallen in der Nutzungsphase an. Die Kosten für die ursprüngliche Planung und den eigentlichen Bau der Anlage machen lediglich zwanzig Prozent aus siehe Grafik. Es ist sinnvoll, bereits in der Konzeption und Planung eines Grünraums die Pflege zu berücksichtigen. Ist er gebaut, sind Pflegeaufwand und -kosten nur noch schwer beeinflussbar.

Dieser Punkt wird in vielen Grünraumprojekten zu wenig beachtet oder unterschätzt. Oft wird ein aufwendiges Bepflanzungskonzept geplant und erst nach dessen Realisation festgestellt, dass Zeit, Know-how und letztlich die finanziellen Mittel fehlen, um es dauerhaft und adäquat zu pflegen. Wie man es machen soll, zeigt die Umgestaltung des Aussenraums der Siedlung Glanzenberg in Dietikon siehe Seite 36. In diesem Projekt sind Pflegeaspekte und Überlegungen zu den Lebenszykluskosten von Anfang an in die Planung eingeflossen. Dafür hat der Landschaftsarchitekt mit der Forschungsgruppe Freiraummanagement der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften

zusammengearbeitet. Mit dem von der Forschungsgruppe entwickelten Instrument Greencycle siehe Kasten wurden die Gestaltungsideen mit den langfristig anfallenden Pflegearbeiten und den daraus resultierenden Kosten verglichen. Dabei zeigte sich unter anderem, dass die vom Landschaftsarchitekten vorgeschlagenen naturnahen Gestaltungselemente, die dann auch zur Anwendung kamen, nicht nur ökologisch sinnvoll, sondern zugleich in der Pflege weniger intensiv und daher kostengünstiger waren als die ökologisch weniger interessanten Flächen der ursprünglichen Anlage.

Das Instrument Greencycle wurde im Rahmen des Projekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» exemplarisch auch für das Projekt «Bodan 44+» siehe Seite 18 angewendet. Die Forschungsgruppe Freiraummanagement erstellte damit eine Lebenszyklusanalyse und bereitete die Daten in Form eines Grünreports auf. Er bietet Anhaltspunkte dafür, wie sich ein Garten und seine Pflege den körperlichen, zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten der Bewohnerinnen und Bewohner anpassen und in dieser Hinsicht optimieren lässt. Wie die Interviews gezeigt haben, spielt für Seniorinnen und Senioren der Faktor Zeit nur noch eine untergeordnete Rolle. In einem nächsten Forschungsprojekt soll diesem Zusammenhang und dem sich damit relativierenden Aufwand eingehender nachgegangen werden. Florian Brack, Reto Hagenbuch ●



### Greencycle

Greencycle ist eine Software zur Ermittlung der Lebenszykluskosten von Grünräumen. Sie liefert fachlich fundierte Entscheidungsgrundlagen für die Optimierung der Grünraumbewirtschaftung. Die Basis bilden Datenkataloge mit Kennzahlen zum Lebenszyklus von Grünanlagen. Zentrale Fragen, die Greencycle beantwortet:

- Welche Kosten verursachen eine Wettbewerbs- und Planungsvariante über den gesamten Lebenszyklus?
- Welche Ressourcen benötigt der Unterhalt der Anlage in den kommenden fünf, zehn oder zwanzig Jahren?
- Wie viel Aufwand wird eingespart, wenn der Pflegestandard angepasst wird?
- Wann und in welchem Ausmass ist mit Sanierungsmassnahmen zu rechnen?
- Was kosten die Reinigung, der Winterdienst und der reine Grünunterhalt?





Jazz im Garten. Foto: Peter Eberhard

# Komposition und Improvisation

**Gemeinschaftliches Gärtnern braucht eine Ästhetik und eine Entwurfslehre. Der Jazz als kollaborative Kunstform kann Vorbilder liefern.**

Text:  
Peter Eberhard und  
Petra Hagen Hodgson

Die ästhetischen Bedeutungen und Auswirkungen, wenn Menschen gemeinsam einen Garten entwerfen, anlegen, hegen und pflegen, sind schwierig fassbar. Im Verlauf des Projekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» wurde klar, wie zentral die Ästhetik ist – für die emotionale Identifikation mit dem Grünraum, für die Stärkung der sozialen Prozesse, für die Bereitschaft, sich für den Garten zu engagieren und damit etwas für gute Gesundheit, für mehr Lebensqualität und für das Wohlbefinden des Einzelnen und der Gemeinschaft zu tun.

Jahrhundertlang war Gartenkunst das Privileg einer kleinen Schicht. In feudalen Zeiten war es dem Adel oder dem Klerus vorbehalten, kunstvolle Gärten anzulegen, sich an diesen zu erfreuen, mit ihnen weltanschauliche Vorstellungen zu transportieren, exquisite Pflanzen zu züchten und ihren Reichtum kundzutun. Dem bäuerlichen Volk hingegen ging es weniger um ästhetische Wir-

kungen, Ideen oder Symbole – auch wenn Blumen ohne Nähr- oder Heilwert als Schmuck spätestens seit Karolingerzeit aus den Klöstern in die Gärten der wohlhabenderen Bauern auswanderten. Die meisten Menschen aber wollten mit dem Anbau von Gemüse und Obst genügend zu essen haben. Mit dem aufstrebenden Bürgertum entwickelten zusehends reichere Bürger die Gartenkunst weiter. Sie konnten sich Villengärten leisten, während die Landleute und später das Industrieproletariat Gärten bewirtschaftete, um überleben zu können – mitunter in organisierter Form wie der Kleingartenbewegung.

## **Vom individuellen zum kollektiven Garten**

Das Bürgertum trieb denn auch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert den repräsentativen Bürgergarten zum nutzbaren Volkspark in der rasch anwachsenden, industriellen Stadt voran. In diese neue Bauaufgabe reißen sich die zeitgenössischen städtischen Parkmodelle ein. Mit der Wohlstands- und Konsumgesellschaft seit dem Zweiten Weltkrieg müssen die Menschen erstmals den Garten nicht mehr für den eigenen Unterhalt bepflan-



zen, sondern können Pflanzen zur Zierde und zum blossen Wohlgefallen einsetzen. Als Folge des Wohlstands wächst das Meer der Einfamilienhäuser eines breiten Mittelstands in der Agglomeration. Zugleich werden die privaten Gärten immer zahlreicher und immer kleiner – angelegt und gepflegt von immer mehr Amateurgärtnern, die ihre individuellen Vorstellungen von Garten umsetzen. Ansätze zur Formulierung einer Amateurästhetik gibt es bereits in den 1970er-Jahren. Damals wurde gefragt, was die Demokratisierung der Gesellschaft für den Gestaltungsprozess und sein Ergebnis bedeute. Im Vordergrund standen dabei soziale und ökologische Interessen, weniger ästhetische Auseinandersetzungen.

Heute suchen wir nach Ausdrucksformen von Nachhaltigkeit, und so sollten auch Fragen der Ästhetik stärker in den Fokus rücken. Dennoch wird Nachhaltigkeit häufig nur als Frage ökologischer, sozialer und ökonomischer, also technisch lösbarer Parameter verstanden. Nicht nur den Bereich künstlerisch-ästhetischer Produktion und Rezeption sucht man in der Rio-Deklaration und der Agenda 21 vergebens. Auch Kultur wird dort kaum erwähnt.

### Ästhetik ist wichtig

Mit den neuen Formen des gemeinschaftlichen Wohnens, bei denen auch Grünräume mit Gärten gemeinschaftlich angelegt und bewohnt werden, eröffnen sich neue gestalterische Möglichkeiten, die den meisten Menschen in früheren Zeiten so nicht zugänglich waren. Dank zusammengelegter Mittel und Arbeitskraft – etwa von Gruppen pensionierter Menschen – lässt sich fragen, ob hier nicht eine neue Gartenkultur mit eigener Ästhetik entsteht, die durchaus auch künstlerische Qualitäten aufweisen kann. Selbst Landschaftsarchitekten fragen, ob heute Gartenkultur eher Laienkultur sei. Wie jedoch miteinander, wie in Kleingruppen ein Gartenwerk anzulegen sei, darüber wissen wir wenig. Während breite Kreise über gartenbautechnische, ökologische und pflanzliche Kenntnisse verfügen, fehlt es am gestalterischen Wissen. Es gibt keine Entwurfslehre, auf die sich eine Gruppe von Amateuren beziehen könnte. Eine Ästhetik des gemeinsamen kooperativen Gartengestaltens fehlt.

Die sieben im Rahmen des Forschungsprojekts untersuchten Gärten zeigen: Es ist erstaunlich, wie wenig Menschen, die einen Garten gemeinsam nutzen, Einfluss auf die Ästhetik nehmen und nehmen können. Wulf Tessin, ein Soziologe, der sich mit Laiengeschmack auseinandergesetzt hat, legt dar, dass die ästhetischen Ansprüche der Bevölkerung nicht mit jenen der professionellen Ästhetik übereinstimmen. Befragungen von Parkbesuchern und städtischen Freiraumnutzerinnen zeigen, dass die meisten Menschen vor allem einen *«locus amoenus»*, einen Ort zum Wohlfühlen im Freien suchen. Mit seiner Definition einer *«Ästhetik des Angenehmen»* hat Tessin den Unterschied zwischen einer professionellen und einer Laienästhetik aufgezeigt. Erstere bezeichnet er als eher gestalterorientiert mit ästhetisch-symbolischer Bedeutung, während er die Laienästhetik als geschehensorientiert mit praktisch-funktionalen Zielen definiert. Setzt man diese Überlegungen mit unserer Frage nach einer Ästhetik des gemeinsamen kooperativen Gartengestaltens in Beziehung, liegt der Schluss nahe, diese beiden Pole nach dem Motto *«Gestalt und Geschehen»* zusammenzudenken.

Am ehesten kann man am Projekt *«Bodan 44 +»* siehe Seite 18 beobachten, wie über den gesamten Prozess der Gartenentwicklung nach fünfjähriger Gartenpraxis Ansätze einer eigenen Ästhetik spürbar werden. Aus Mangel an Vorbildern für eine gemeinsam zu erschaffende Gartengestaltung, für einen gemeinsamen ästhetischen

Ausdrucks willen hat sich die *«Bodan»*-Gruppe an die Ästhetik und Gestaltwerdung ihres Gartens über die Jahre schrittweise herangetastet. Die Gruppe hat um eine gemeinsame Sprache gerungen. Sie hat schliesslich eine Ästhetik gefunden, in die alle ihre Emotionen, Sehnsüchte und Gartenbilder projizieren können. In der Regel freilich hätte eine Gruppe, wenn sie einen Garten neu anlegt, diese übergeordneten architektonischen und gärtnerischen Festlegungen wohl im Austausch mit einem Landschaftsarchitekten entwickelt.

Dies führt zur Feststellung, dass klarer zwischen Laien-, Amateur- und professioneller Ästhetik zu unterscheiden ist. Denn in Kreuzlingen sind Amateure und nicht etwa Laien am Werk. Amateure haben Erfahrung mit gestalterischen Aspekten, wenngleich ihr Horizont meist eher im Praktischen angesiedelt bleibt. Damit reichen Amateure zwar nicht an die Professionellen heran, denen gestalterische Regeln genauestens bekannt sind, aber sie setzen sich durch ihre praktische ästhetische Erfahrung doch vom Laien ab. Hierüber steht die Forschung jedoch noch ziemlich am Anfang.

Kennzeichnend für den Garten in Kreuzlingen ist die Einplanung von *«ausgesparten»* Räumen innerhalb der klaren, den Raum strukturierenden Ordnungen. Sie bieten Spielraum für Improvisation, für eine gemeinsame, dynamisch-ereignishaftige Weiterentwicklung des Gartenbildes – über die jahreszeitliche Dynamik und den natürlichen Wandel und Alterungsprozess des lebendigen Pflanzmaterials und damit des Gartens hinaus. An diesen besonderen Orten im Garten kann sich die Kreativität der einzelnen Persönlichkeiten in der Gruppe entfalten. Diese Orte fördern ein Sicheinlassen auf ein dialogisches, sich ständig weiterentwickelndes und veränderndes Experiment. Im Kreuzlinger Garten ist das grosse Blumenfeld über der Tiefgarage ein solch experimenteller Ort, aber es ist bei Weitem nicht der Einzige.

### Was sich vom Jazz lernen lässt

Wir haben die Prozesse, die zu dieser Gartenidee geführt haben, minutiös verfolgt. Und auf diesem Weg haben wir die Anregung gefunden, dass die Musik etwas zu einer kleinen Entwurfslehre für Amateure beitragen kann. Insbesondere die Praktiken des Jazz erscheinen interessant, um Vorstellungen zu entwickeln, wie man – analog zur kollaborativen Kunstform des Jazz – in einer Gruppe gemeinsam zu einer eigenständigen Gartenästhetik gelangen kann, wie ein stimmiger Zusammenklang der diversen Gartenelemente erzielt werden könnte. Jazz besteht wie der Garten aus komponierten und improvisierten Teilen. Die komponierten Elemente – im Jazz wären dies harmonische, melodische und rhythmische Vorgaben – dienen als übergeordnete Bezugspunkte, vor denen die einzelnen Solistinnen und Solisten in der Improvisation ihr musikalisches Potenzial entfalten.

Zwar gab und gibt es in der klassischen Musik durchaus dialogische Interaktionen, etwa in der Kirchenmusik, in der die Improvisation ein wesentliches Moment ist, oder in der Barockmusik im Spielen von Ornamenten. Anders als in der klassischen Musik steht beim Jazz die Improvisation jedoch im Vordergrund. Durch die Improvisation im Garten ergeben sich zahlreiche Abwandlungen und Überraschungen, die zu immer neuen ästhetischen Erlebnissen führen. Dieses Abweichen vom Repetitiven, vom Bekannten ist ein wesentliches Moment des Jazz. Ob sich so eine Zusammenführung von Gestaltung und Biodiversität erzielen liesse, die mit dazu beitragen könnte, das zeitgenössische Verständnis von Natur zu präzisieren? Dieser Frage ist nachzugehen. ●



## Geleitwort des Institutsleiters

Fachhochschulen haben den Auftrag, praxisbezogene Forschung und Entwicklung zu betreiben. Damit ist festgelegt, dass sich unsere Forschung vorab an Problemen und Fragestellungen orientiert, die direkt aus der Praxis kommen. Es muss jedoch ebenso möglich sein und bleiben, ohne direkten Auftrag oder vorgegebene Forschungsprogramme neuen Phänomenen und gesellschaftlichen Erscheinungen nachzuspüren und sie zu erforschen, um daraus praxisrelevante Ansätze und Problemlösungen zu definieren und zu entwickeln. Hierbei ist ein Institut auf kreative Initiativen, den persönlichen Einsatz und das besondere Interesse von Dozierenden, wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Assistenten angewiesen. Dazu gehört es, auch über den eigenen Tellerrand zu schauen. Als Institutsleiter betrachte ich es als meine Aufgabe, hierfür den entsprechenden Freiraum zu bieten.

Das vorliegende Themenheft bricht die Ergebnisse aus der wissenschaftlichen Forschung so herunter, dass sie auch einem breiteren Interessenskreis anschaulich zugänglich sind.

Am Inhalt des Forschungsprojekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» des Forschungsbereichs Urbane Grünräume unter Leitung von Petra Hagen Hodgson, der diesem Heft zugrunde liegt, haben verschiedene Spezialisten aus unserem Institut gearbeitet. Den mehrperspektivischen Forschungsansatz des Projekts, der sich an der Schnittstelle zwischen der Naturwissenschaft und Sozial- beziehungsweise Geisteswissenschaft bewegt, habe ich als Institutsleiter wohlwollend unterstützt und befürwortet. Dass diese Arbeit etwas gesellschaftlich Bedeutsames für die Zukunft leistet, hat die positive Resonanz, die wir bisher erhalten haben, gezeigt.

Die Gelder zu dieser Forschungsleistung verdankt unsere Hochschule freilich vor allem anderen, denen ich an dieser Stelle herzlich danke.

Prof. Jean-Bernard Bächtiger,  
Leiter Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen, Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), Wädenswil

## Vorschau

Symposium «Grünräume, Gärten und die zweite Lebenshälfte» in Zusammenhang mit der Ausstellung «Gärten der Welt» im Museum Rietberg  
Datum: 15. September 2016  
Zeit: 13 bis 17.30 Uhr, anschliessend Apéro  
Ort: Gartenpavillon des Museums Rietberg, Gablerstrasse 15, 8002 Zürich  
Führung durch die Ausstellung: 11 Uhr

## Projektbeteiligte

### Leitung

Petra Hagen Hodgson, lic. phil. I Kunst-historikerin, Leiterin Forschungsbereich Urbane Grünräume Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), Wädenswil

### Mitinitiant und Projektbegleitung

Peter Eberhard, Prof. em. ZHdK, dipl. Arch. ETH / SIA

### Mitarbeit

Biodiversität:

Stefan Ineichen, lic. phil. II, Biologe

Soziale Prozesse:

Hans Wydler, lic. phil. I, Soziologe,

Karin Frei, BSc Umweltingenieurwesen

ZFH,

Nadja Lang, BSc Umweltingenieurwesen

ZFH

Pflanzenverwendung:

Doris Tausendpfund, dipl. Ing.

Landschaftsarchitektur,

Céline Baumgartner, BSc Umweltingenieurwesen

ZFH

Nachhaltigkeit und Bewirtschaftung:

Florian Brack, MSc UAS Natural Resource

Sciences, ZHAW

Reto Hagenbuch, MSc Sustainable

Development,

Martin Götsch, BSc Umweltingenieurwesen

ZFH

Weitere Mitarbeit:

Studierende und Praktikanten

des Instituts für Umwelt und Natürliche

Ressourcen, ZHAW

### Beirat

Jean-Bernard Bächtiger, Instituts-

leiter ZHAW,

Peter Eberhard, Prof. em. ZHdK,

dipl. Architekt ETH / SIA,

François Höpfinger, Prof. em. Universität

Zürich, Dr., Soziologe,

Andreas Raymann, Geschäftsleiter

Walder Stiftung, Zürich,

Renata Schneider-Ulmann,

Prof. em. ZHAW,

Fredy Ungricht, dipl. Ing. FH, Lektor

Gartenbox

### Weitere Informationen

[www.alter-gruen-raum.ch](http://www.alter-gruen-raum.ch)

## Literatur

Nachfolgend eine Auswahl. Ausführliche

Literaturangaben und genaue

Zitate auf [www.alter-gruen-raum.ch](http://www.alter-gruen-raum.ch)

– Abraham, Andrea; Sommerhalder, Kathrin; Bollinger-Salzmann, Heinz; Abel, Thomas: Landschaft und Gesundheit. Das Potential einer Verbindung zweier Konzepte. Bericht Universität Bern 2007

– Alexander, Christopher; Ishikawa, Sara; Silverstein, Murray: Eine Muster-Sprache. Städte. Gebäude. Konstruktion. (Original: A Pattern Language 1977. Hg. dt. H. Czech), Löcker, Wien 1995

– Andritzky, Michael; Spitzer, Klaus (Hg.): Grün in der Stadt. Von oben von selbst für alle von allen. Rororo, Hamburg 1986

– Archiv für Schweizer Gartenarchitektur und Landschaftsplanung (Hg.); Bucher, A. (red.): Vom Landschaftsgarten zur Gartenlandschaft. vdf, Zürich 1996

– Blonski, Harald: Die Vielfalt des Wohnens im Alter. Mobuse, Frankfurt a. M. 2011

– Böhme, Gernot: Architekt und Atmosphäre. Wilhelm Fink, Paderborn 2006

– Bollnow, Otto Friedrich: Mensch und Raum. Kohlhammer, 7. Aufl., Stuttgart 1994

– Brack, Florian: Was kosten Grünräume? In: Werk, Bauen + Wohnen 9 / 2010

– Bucher, Annemarie: Gärten zwischen Kunst, Luxus und Alltag. In: SGGK (Hg.): High & Low. Topiaria Helvetica 2013

– Cattaneo, Claudia; Huber, Verena; Meyer, Anja; Züger, Roland (Hg.): Dazwischen. Von der Wohnungstüre zur Trottoirkante. Eigenverlag Verein dazwischen, Zürich 2014

– Cooper, David E.: A Philosophy of Gardens. Oxford University Press, Oxford 2006

– Drilling, Matthias; Weiss, S.: Soziale Nachhaltigkeit in der Siedlungsentwicklung. Raum & Umwelt VLP-Aspan, Mai 3 / 12, Bern 2012

– Eberle, Dietmar (Hg.); Tröger, Eberhard (Autor): Über die bauliche Dichte und ihre Bedingungen in der mitteleuropäischen Stadt. Birkhäuser, Basel 2014

– Evans, Sandra; Schahadat, Schamma (Hg.): Nachbarschaft, Räume, Emotionen. Transcript, Bielefeld 2012

– Föhn, Martina; Dietrich, Christina (Hg.): Garten und Demenz. Gestaltung und Nutzung von Aussenanlagen für Menschen mit Demenz. Huber, Bern 2013

– Gehl, Jan: Leben zwischen Häusern. (Original: Livet mellem husene, 1971), Jovis, Berlin 2012

– Grober, Ulrich: Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. Kunstmann, München 2013

– Hagen, Petra: Städtebau im Kreuzverhör. Max Frisch zum Städtebau der fünfziger Jahre. Lars Müller, Baden 1986

– Hagen Hodgson, Petra: Verdichtete Grünräume im urbanen Raum. Plädoyer für mehr Intimität und Individualisierung im urbanen Wohnumfeld. In: Werk, Bauen + Wohnen 9 / 2010

– Hagen Hodgson, Petra: Die gesunde Stadt: Letchworth Garden City gestern und heute. In: Werk, Bauen + Wohnen 4 / 1992

– Hagenbuch, Reto: Gesundheitsförderung vor der Wohnungstür: Städtisches Wohnumfeld. In: g-plus, 17 / 2009

– Heinrich, Axel; Messer, Uwe J.: Staudenmischpflanzungen. Praxis, Beispiele, Tendenzen. Ulmer, Stuttgart 2012

– Höpfinger, François; Van Wezemaal, Joris (Hg.): Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends. Age Report III, Zürich 2014

– Huber, Andreas: Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Birkhäuser, Basel 2008

– Ineichen, Stefan; Ruckstuhl, Max (Hg.): Stadtfäuna. 600 Tierarten der Stadt Zürich. Haupt, Bern 2010

– Krasny, Elke; Architekturzentrum Wien (Hg.): Hands-on Urbanism 1850–2012. Turia + Kant, Wien 2012

– Kruse, Andreas: Chancen und Grenzen der Selbstverantwortung im Alter. In: Wege zum Menschen. Heft 5, September / Oktober 2007

– Löbbecke, Anja: Über Naturgärten. Eine Ideengeschichte und kritische Retrospektive sowie zu ihrer Bedeutung für die heutige Landschaftsarchitektur. Dissertation, TU München 2012

– Löw, Martina: Raumsoziologie. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2001

– Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. Oekom, München 2011

– Nohl, Werner: Ansätze zu einer umweltpsychologischen Freiraumforschung. Materialien zum Multiplex-erlebnis in städtischen Freiräumen. Ulmer, Landschaft + Stadt, Beiheft 11, Stuttgart 1974

– Prominski, Martin: Landschaft entwerfen. Zur Theorie aktueller Landschaftsarchitektur. Reimer, Berlin 2004

– Schneider-Sliwa, Rita: Städtische Umwelt im Alter. Präferenzen älterer Menschen zum altersgerechten Wohnen, zur Wohnumfeld- und Quartiersgestaltung. Basler Stadt- und Regionalforschung, Geographisches Institut Basel, Band 26, 2004

– Schneider-Ulmann, Renata: Lehrbuch Gartentherapie. Huber, Bern 2010

– Siebel, Walter: Ist Nachbarschaft heute noch möglich? In: Daniel Arnold (Hg.): Nachbarschaft. Callway, München 2009

– Spitthöver, Maria (Hg.): Freiraumqualität statt Abstandsräume. Universität Gesamthochschule Kassel 2002

– Stoffler, Johannes: Gustav Ammann. Landschaften der Moderne in der Schweiz. gta, Zürich 2008

– Schöffel, Joachim: Wohnumfeldqualität und -planung. Arbeitsgrundlagen für Wohnumfeldverbesserungen. IRAP Institut für Raumentwicklung, 2009

– Tessin, Wulf: Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008

– Weillacher, Udo: Visionäre Gärten. Die modernen Landschaften von Ernst Cramer. Birkhäuser, Basel 2001

– Wydler, Hans; Kolip, Petra, Abel, Thomas (Hg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzeptes. Juventa, Weinheim 2000

– Zebbski, Monika: Freiräume für ältere Menschen. Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, Heft 167, Universität Kassel 2007





Stadionbrache Zürich. Foto: Petra Hagen Hodgson

Hinten: Gartenanlage «Bodan 44+»  
im Hochsommer mit «Jazz» im Garten.  
Foto: Peter Eberhard



# Gemeinsames Gärtnern im Alter

Die Gesellschaft altert – ein Forschungsprojekt der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften stellt vor, welche Bedeutung Grünräume für ältere Menschen haben können. Dafür sind sieben Gärten, die zu unterschiedlichen Wohnformen gehören, untersucht worden. Dieses Heft stellt die Erkenntnisse vor, öffnet eine «Gartenbox» und eine Website zur Planung altersgerechter Gärten.

[www.alter-gruen-raum.ch](http://www.alter-gruen-raum.ch)

Zürcher Hochschule  
für Angewandte Wissenschaften

**zhaw**

Life Sciences und  
Facility Management

IUNR Institut für Umwelt und  
Natürliche Ressourcen

Mit freundlicher Unterstützung von

**WALDER  
STIFTUNG**

Wohnen im Alter



Gesundheitsförderung  
Schweiz



wohnbaugenossenschaften schweiz  
verband der gemeinnützigen wohnbauträger  
Stiftung Solidaritätsfonds

**Pensimo**

**Age —  
Stiftung**

Wohnen und  
Älterwerden

**Hauenstein  
Rafz**  
BAUMSCHULEN · GARTEN-CENTER  
Rafz · Zürich · Baar

